A. J. STORFER

IM DICKICHT DER SPRACHE

VERLAG PASSER

A. J. STORFER

IM DICKICHT DER SPRACHE

A. J. STORFER

IM DICKICHT DER SPRACHE

IM DICKICHT DER SPRACHE

VON

A. J. STORFER

VERLAG DR. ROLF PASSER
WIEN — LEIPZIG — PRAG

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1937 by Verlag Dr. Rolf Passer, Wien

Schutzumschlag: Maenner, Wien

Druck von Julius Kittls Nachfolger, M.-Ostrau

INHALTSVERZEICHNIS

Von A bis Z

Abstecher 9
Ausmerzen 9
Backfisch 10
Ballast 11
Behelligen 12
Bismarck 12
Cancan 14
Dattel, Banane 17
Einen Denkzettel bekommen . 19
Drastisch 20
Elend 21
Erpressung, chantage, blackmail 25
Sich ins Fettnäpfchen setzen . 28
Feurige Kohlen 28
Aus dem ff, nach Schema F . 31
Fisimatenten 32
Flanell 36
Keltische Wörter im Deutschen 37
Fratze, Fratz 44
Gamin 47
Deutsche Wörter im Pariser Argot 49
Ins Gras beißen 52
Umschreibungen des Sterbens . 57
Halunke 66
Hand ins Feuer legen . . . 67
Die Hosen verlieren 67
Das geht über die Hutschnur . 68
Isabellenfarbe 69
Wörter, die an Belagerungen erinnern 70
Jause 77
Katzelmacher 79
Killen 88
Knickebein 88
Kur 89
Lücken büßen 91
Mob 92
Nachahmen 94
Lehnwörter der Weinkultur aus dem Lateinischen 95
Nachtigall, rossignol 97
Neun 97
Nihilismus 102
Paprika, Pfeffer 104
Paschen, schmuggeln, schwärzen 113
Pistole 114
Pluzer 119
Putsch 123
Quintessenz 127
Rabeneltern 127
Räsonnieren 129
Renommieren 131
Schnorren 131
Pseudojüdische Wörter 135
Schwindler 138
Schwul, Schwulität 139
Spitzel 140
Steckbrief 145
Stinken, stänkern 146
Strohwitwe 148
Toast 153
Veronal 154
Zwilling 155

Kreuz und quer

Schweizerische Wörter im Hochdeutschen 159
Aus dem Wortschatz des Wieners 167
Tiernamen als Krankheitsnamen 181
Die Namen der fünf Erdteile 199
Über Sprachmengerei 214
Verblaßte Verkleinerungsformen 228
Aristophanische Zusammensetzungen 256
Von einsilbigen Wörtern und deren Überhandnehmen 280

Register 297

VON A BIS Z

Abstecher

„Einen Abstecher machen" (vorzugsweise: einen kleinen Abstecher) kommt aus der Seemannssprache. In die See „stechen" bedeutet ursprünglich: vom Ufer abstoßen, indem man vom Fahrzeug aus eine Stange gegen einen festen Halt sticht. Abstecher ist eine kleine Fahrt im Boot, das mit dem Bootshaken vom großen Fahrzeug „absticht". Dann übertragen auf jeden einen größeren Weg unterbrechenden Nebenweg. Die Redensart gelangte aus niederdeutschen Mundarten (een Afsteker maken) um 1770 herum ins Schriftdeutsche.

In der deutschen Gaunersprache ist „Abstecher" ein kleines spitziges Eisen zum Öffnen eines Vorhängschlosses. (In früheren Zeiten wurde dieses Gerät gewöhnlich am Tabaksbeutel befestigt.)

Ausmerzen

Nicht weniger als fünf Ableitungen stehen zur Wahl:

a) Den stärksten Anklang findet die folgende: im Frühling, vornehmlich im März, werden die zur Zucht untauglichen Schafe ausgeschieden. Daher wird das auszuscheidende Schaf ein Märzschaf genannt[1]. Diese Ableitung führt dazu, daß manche nicht ausmerzen schreiben, sondern ausmärzen. Zur Stützung dieser Ableitung wird herangezogen, daß spanisch marzear „die Schafe (im März) scheren" bedeutet. Übrigens ist im Deutschen ausmerzen bis ins 18. Jahrhundert nur von Schafen gesagt worden.

b) Grimms Wörterbuch denkt an lateinisch merx, mercis = Ware und schreibt vorsichtig: „man würde sich für merz (lateinisch merx) entscheiden, wenn es die Kaufleute vom Ausscheiden schlechter Ware gebrauchen".

c) Auch gotisch marzjan = einen ärgern ist als Vorläufer von ausmerzen in Betracht gezogen worden.

d) Andere vermuten eine Verwandtschaft mit dem mundartlichen Zeitwort murzen = schneiden, tilgen.

e) Schließlich deuten einzelne Forscher merzen als merksen. Merksen wäre ein Iterativum, eine die häufige Wiederholung ausdrückende Ableitung, von merken (so wie blitzen = blickezen von blicken, also häufig aufleuchten, oder schmatzen = schmackezen von schmecken, also nachdrücklich, mit Wohlbehagen schmecken, schluchzen von schlucken, seufzen von saufen, jauchzen und ächzen von juchhe und ach). Die Schafe ausmerzen, hieße

---

1) Die Ausmusterung im Spätherbst heißt bracken, ausbracken (von brack = minderwertig, einer Nebenform des niederdeutschen wrack = beschädigt, untauglich, auch als Hauptwort, z. B. Schiffswrack).

demnach, die auszusondernden Tiere mit einer Marke, einem farbigen Strich etwa, kennzeichnen. Merzen entspräche also sowohl der Wurzel als der Bedeutung nach dem Zeitwort markieren. Für die Ableitung von der Wurzel merk spricht auch das englische Zeitwort to mark out = ausmerzen.

Von diesen fünf verschiedenen Ableitungen scheinen die erste und letzte am besten begründet zu sein; beide berühren die Schafzucht und es ist sprachgeschichtlich nicht ausgeschlossen, daß nicht ein Entweder-oder, sondern ein Sowohl-als vorliegt, d. h. daß beide etymologische Quellen (sowohl der Monatsname März, als auch die Tätigkeit des Versehens mit einer Marke) von Einfluß auf die Entstehung des heutigen Zeitwortes ausmerzen waren.

Backfisch

als Bezeichnung für halbwüchsige Mädchen erklären

a) die einen mit dem im Deutschen (bis auf einzelne, besonders die Schiffahrt betreffende niederdeutsche Ausdrücke) ausgestorbenen, im Englischen noch erhaltenen germanischen Worte back = Rücken, hinten, zurück, weil man nämlich die jungen Mädchen mit jenen zu jungen unausgewachsenen Fischen verglichen habe, die der Fischer ins Wasser zurück (back!) wirft,

b) die andern (z. B. Borchardt-Wustmann) mit backen, weil die zarten jungen Fische, die zum Sieden noch nicht taugen, gebacken werden.

c) Wieder eine andere Deutung meint, Backfisch sei aus der bequemen Aussprache von Bachfisch entstanden, und die halbwüchsigen Mädchen habe man mit den in Bächen lebenden Fischen verglichen, weil diese — im Gegensatz zu den Fischen der großen Flüsse und des Meeres — zierlich und munter seien.

d) H. Schrader faßt den Backfisch als ein Wesen auf, das aus dem kleinen Bach der Pensionssüßwasser oder der Kinderstube in die siebenfach gesalzene See der Welt hinausgeworfen wird.

e) Auch mit Baccalaureus, der früheren Bezeichnung des Doktoratskandidaten, bringt man wegen des Anklangs den Backfisch in Verbindung und dafür spricht jedenfalls einigermaßen der Umstand, daß der Ausdruck Backfisch zuerst in der Mitte des 16. Jahrhunderts als Bezeichnung für junge Studenten (also für männliche Wesen) auftaucht. (Kurz nach diesem Auftreten des Ausdrucks Backfisch ist auch seine offenbar aus studentischen Kreisen ausgehende Anwendung auf junge Mädchen belegt.)

f) R. Riegler legt Gewicht auf die Feststellung, daß in Studentenkreisen früher die jungen Mädchen auch kurz als Fische bezeichnet wurden;

hierbei habe in wenig schmeichelhafter Weise die Dummheit als tertium comparationis gegolten; der Metapher liege aber auch die Vorstellung des Köderns zugrunde, indem die Studenten den Mädchen in ähnlicher Weise nachstellten, wie die Angler den Fischen; hingegen beziehe sich der Ausdruck Backfisch wohl auf das Lockende, Appetitliche des Aussehens (welche Erwägung dann zur obigen Deutung b zurückführt).

Holländisch bakvisch und dänisch bakfisk sind dem deutschen Ausdruck nachgebildet.

Ballast

Levinus Hulsius erklärt 1548: „Pallast, d. i. Sand-Last oder Sand und Stein, so alle Schiff unden müssen einladen, daß sie nicht umbfallen."

Das Wort macht zwar gleich den Eindruck eines zusammengesetzten Wortes, dessen zweiter Teil das zur Sippe des Zeitwortes „laden" gehörige Hauptwort „Last" ist und dieser Eindruck kann wohl auch als richtig gelten, aber in Bezug auf die Deutung des ersten Teiles der Zusammensetzung besteht Unsicherheit. Es bieten sich nicht weniger als sechs verschiedene Erklärungen für den ersten Teil des Wortes Ballast.

Nach der einen ist die erste Silbe das holländische bal = schlecht, Ballast daher: schlechte Last.

Nach anderer Auffassung wäre die ursprüngliche Form barm-last, wobei im ersten Teil eine Nebenform von nordisch barmr = Rand, angelsächsich bearm = Schoß (des Schiffes) vermutet wird.

Nach einer dritten Deutung wäre Ballast zusammengezogen aus bare Last (nackte Last, bloße Last), wie man den zum Erhalten des Gleichgewichtes des Schiffes mitgenommenen Sand im Gegensatz zur eigentlichen Fracht bezeichnet haben soll.

Wieder eine andere Vermutung weist auf dänisch bag = hinten hin (vgl. dazu englisch und niederdeutsch back, deutsch Backbord). Ballast wäre also die hintere, d. h. die unter der gewöhnlichen liegende Last.

Nach der fünften Hypothese ist Ballast = Bohle-Last, d. h. die auf den Bohlen (auf dem Boden des Schiffes) liegende Last.

Eine sechste, die einfachste, aber am schwächsten gestützte Erklärung sieht im Ballast eine alte Form für Bei-Last.

Im Französischen hat le ballast außer der deutschen, auf die Schifffahrt bezüglichen auch die Bedeutung: Beschüttungsmaterial (im Eisenbahnbau). Dazu die Weiterbildungen: ballaster = eine Strecke schottern oder zerstoßene Steine befördern, ballastage = „Füttern" der Schwellen mit Kies. Von deutsch „Last" kommt übrigens im Französischen auch la laste =

Schiffslast (als Gewichtsbezeichnung: 2000 kg) und le lest mit der Bedeutung Ballast (z. B. aller en lest oder sur son lest, nur mit Ballast beladen fahren) und der übertragenen Bedeutung Gegengewicht. Im Italienischen: lasto = Schiffslast.

Im englischen Slang ist ballast auch die Bezeichnung für Geld, ein reicher Mann ist daher: well-ballasted. Auch sagt man von jemandem, dem die Urteilskraft fehlt oder dem der Eigendünkel zu Kopf gestiegen ist, er habe seinen Ballast verloren (lose his ballast). Im Übrigen deckt sich — in seiner Beziehung auf das Schiff — das englische Wort ballast mit dem deutschen. Nur bei der übertragenen Verwendung des Wortes ergibt sich ein bemerkenswerter Unterschied. Im Deutschen bedeutet Ballast im übertragenen Sinne: etwas, das eine störende, überflüssige Überladung darstellt (z. B. der Ballast von Phrasen in einer Rede). Ganz anders bezeichnet englisch ballast in übertragenem Sinne das, was Stetigkeit, (sittlichen) Halt usw. gibt. Ballast in übertragenem Sinne ist also im Deutschen etwas Überflüssiges, Bedauerliches, im Englischen etwas Erwünschtes, Erstrebenswertes. In der englischen Bedeutungsübertragung ist also der Vergleich mit dem Schiffe, das auf Ballast ja angewiesen ist, korrekt geblieben.

Behelligen

Das mittelhochdeutsche hel, hellec = schwach, matt lebt noch in verschiedenen mundartlichen Wörtern fort, z. B. im hessischen häl = ausgetrocknet, mager, saft- und kraftlos. Hälgarten ist eine dürre Wiese, Halgans eine magere, noch ungemästete Gans, Hälschwein oder Hehlsau ein halbwüchsiges oder mageres Schwein. Im Plattdeutschen: ein haler Wind. Im Schweizerischen bedeutet hellig: ermattet, leer im Magen, hungrig. Zu dieser Wurzel gehört in der neuhochdeutschen Schriftsprache behelligen = belästigen, mit der ursprünglichen Bedeutung: jemand beschwerlich werden, ihn durch Verfolgung ermüden. Als seltenere Nebenform von behelligen begegnen wir dem Zeitwort „abhelligen", z. B. in den landwirtschaftlichen Landtagsberichten Steiermarks aus dem Jahre 1540 („ieren abgehelligten und betruebten Landen").

Bismarck

Die verbreitetsten Formen der Wortstutzung sind die Prokope (auch Aphairesis genannt), d. h. der Wegfall des Wortanfangs (z. B. Bodega aus Apotheke, Bus aus Omnibus, Grete aus Margarete, italienisch storia aus lateinisch historia) und die Apokope, d. h. der Wegfall des Wortendes (Sarg aus Sakophag, Pneu aus Pneumatik, Zoo — in Basel Zolli — aus

Zoologischer Garten, Magda aus Magdalene). Weniger häufig ist die dritte Form der Wortstutzung, die sogenannte S y n k o p e, bei der der Sparsamkeitstendenz der Sprache die Mitte eines Wortes zum Opfer fällt, wie z. B. in der amerikanischen Umgangssprache Frisco für (San) Francisco, in der Levante Cospoli für Constantinopel, in der österreichischen militärischen Sprache Baon für Bataillon. Ein gutes Beispiel der Synkope liefert der Familienname Bismarck, den die Namensforschung auf B i s c h o f s m a r k zurückführt; die Besitzungen der Familie Bismarck grenzten nachweislich an das Bistum Verden. (Auch das Wort „Bistum" ist übrigens synkopisch entstanden aus althochdeutsch biscoftuom, mittelhochdeutsch bischoftuom)[1].

Der Familienname Bismarck gehört zu jenen Eigennamen, die Grundlage zu bestimmten Wortneubildungen lieferten, wenn auch nicht zu dauernden Neologismen nach der Art der oft angeführten Beispiele „Guillotine" nach dem Dr. Guillotin, „Sandwich" nach Lord Sandwich usw. Auch ist es nicht das deutsche Wörterbuch, das durch Abkömmlinge des Namens Bismarck bereichert worden ist, sondern — vorübergehend — das französische.

Nach dem preußischen Sieg bei Königgrätz (1866), den übrigens die Franzosen nach dem Dorf Sadowa bezeichnen, war es in Frankreich üblich, eine gewisse r o t b r a u n e F a r b e als „bismarck" zu bezeichnen. (Ein Beleg aus dem Jahrgang 1867 von La Vie Parisienne: La baronne est en bismarck de pied en cap, die Baronin ist vom Scheitel bis zur Sohle in „Bismarck".) Bis dahin bezeichnete man diese Farbe nur als „aventurine" nach dem Mineral Aventurin (Glimmerstein), einer rötlichbraunen Quarzart. Offenbar hat der rotbraune Uniformmantel auf einem zeitgenössischen Bismarckbildnis in Frankreich nachhaltigen Eindruck gemacht, denn die neue Farbe „bismarck" kam stark in Mode. Car, n'oublions pas, bemerkt 1889 der Argot-Lexikograph Larchey, M. de Bismarck eut sous l'Empire ses admirateurs, vergessen wir nicht, daß Herr von Bismarck im (zweiten) Kaiserreich Verehrer hatte. Der Name Bismarck diente der französischen Umgangssprache auch zur Bezeichnung folgender Farbennuancen: bismarck en colère (Bismarck in Zorn) = dunkelbraun und bismarck malade (krankes Bismarck) = hellbraun.

Nach 1870 gab es aber in der französischen Umgangssprache bereits ein Zeitwort bismarcker oder bismarquer mit der Bedeutung ü b e r l i s t e n, s i c h e t w a s m i t a l l e n M i t t e l n a n e i g n e n. Das Zeitwort (es ist

---

1) Man kann Bismarck und Bistum aus Bischofsmark und Bischofstum auch zu den e l l i p t i s c h e n Z u s a m m e n s e t z u n g e n („Klammerformen") nach Art von Pappenstiel statt Pappenblumenstiel, Weißbäcker statt Weißbrotbäcker, kornblau statt kornblumenblau zählen. Vgl. das Stichwort Pappenstiel in „Wörter und ihre Schicksale".)

noch 1912 bei Villatte als Parisismus verzeichnet) gelangte mit dieser Bedeutung auch ins Spanische und ins Portugiesische. Villatte gilt als pariserisch auch an: bismarck = der Hintere. Aus dem Argot sei noch angeführt: envoyer une dépêche à Bismarck (eine Depesche an Bismarck absenden) = auf den Abtritt gehen. Vielleicht ist die Entstehung dieser Umschreibung auch durch die oben erwähnte französische Farbenbezeichnung bismarck, dann vielleicht auch durch das französische Volkswort prussien = Gesäß mitdeterminiert. Das Wort bismarck hatte im Argot auch die Bedeutung: Zweimarkstück; dies ist ein Wortspiel aus „bis" = zweifach und „Mark".

Für England verzeichnete das Slangwörterbuch von Farmer und Henley ein Zeitwort bismarquer = betrügen, besonders beim Kartenspiel oder beim Billard unehrlich sein. Das Wörterbuch erklärt: „nach dem Namen des Fürsten Bismarck, über dessen Politik 1865—66 ein großer Teil der europäischen Öffentlichkeit sich entrüstete". Doch konnte sich dieser beleidigende Wortgebrauch nicht dauernd im englischen Slang halten, die Ausgabe 1903 des genannten Wörterbuches bezeichnet den Ausdruck bereits als veraltet. — In Amerika trägt eine Stadt noch heute den Namen des großen deutschen Kanzlers: die 1873 gegründete Hauptstadt von North Dakota heißt Bismarck.

Cancan

Der Cancan, den man in den letzten Jahren einigemal wieder ans Rampenlicht großer Varietébühnen gezogen hat und der auch in einigen Filmen ein Auferstehen feiert, war eigentlich kein eigener Tanz, sondern eine Schlußfigur der Quadrille, noch genauer, eine Stilart sie zu tanzen. Zuerst wurde der Cancan in Paris unter Louis Philippe im Jardin de Mabille getanzt[1]. Auch eine andere Bedeutung hatte das Wort Cancan zur Zeit des Bürgerkönigtums. Die cancans ersetzten damals die Satire der Witzblätter. 1831 ließ Bérard eine Reihe von Einzelblättern erscheinen, die „boshafte

1) 1842 schrieb in der „Augsburger" Heinrich Heine: „Hier höre ich die Frage, was ist der Cancan? Heiliger Himmel, ich soll für die Allgemeine Zeitung eine Definition des Cancan geben! Wohlan, der Cancan ist ein Tanz, der nie in ordentlicher Gesellschaft getanzt wird, sondern nur auf gemeinen Tanzböden, wo derjenige, der ihn tanzt oder diejenige, die ihn tanzt, unverzüglich von einem Polizeibeamten ergriffen und zur Tür hinausgeschleppt wird. Ich weiß nicht, ob die Definition hinlänglich belehrsam ist, aber es ist auch gar nicht nötig, daß man in Deutschland ganz genau erfährt, was der französische Cancan ist." Später schrieb Alphonse Karr: „Wir haben den graziösen Cancan, den saint-simonistischen, den Halbcancan, den Anderthalbcancan (le cancan et demi) und den Chahut. Nur dieser letztere Tanz ist verboten."

liederartige Verse mit allerlei Formen der Ironie in Prosa mischten" (Karl d'Ester). Er gab jeder Nummer einen anderen Titel; es gab Cancans populaires, Cancans légitimes, Cancans indomptables usw.[1] Auch als er wegen seiner unerschrockenen Angriffe ins Gefängnis kam, verstand es Bérard, weitere Cancans an die Öffentlichkeit gelangen zu lassen, wo sie nach bekannten Melodien gesungen wurden.

Seine Glanzzeit erlebte der Cancan-Tanz in der Regierungszeit Napoleons III. Da gelangte dieser sinnenfroh ausgelassene Tanz, der geradezu als Sinnbild der Vergnügungssucht im zweiten Kaiserreich gelten kann, zu seiner großen Verbreitung und Berühmtheit. Wie auch in vielen anderen ähnlichen Fällen, war eines Tages die Sache da, ihr Name in aller Mund, aber niemand konnte verläßlich Rechenschaft darüber geben, wie es zu diesem Namen kam. Allerdings bewegen sich die verschiedenen Deutungen, die man dem Worte cancan schließlich gab, auf einem ziemlich engen Gebiete, auf einem lautmalerischen, u. zw. innerhalb einer geschlossenen semasiologischen Ellipse, deren beide Brennpunkte die Begriffe der Ente und des sinnlosen Lärmes sind. Man tut gut, in solchen Fällen die Möglichkeit der Überdeterminierung nicht unbeachtet zu lassen und zu bedenken, daß die eine etymologische Deutung die andere nicht unbedingt ausschließen muß.

Cancan heißt im Französischen, offenbar lautmalerisch, das Geschnatter der Ente, und es sei eben, so argumentieren die einfachsten Etymologien, die Bezeichnung für den wilden, sinnlosen Lärm, den dieser Vogel verursacht, auf den zügellosen und mit geräuschvollen Lustausbrüchen verbundenen Tanz übertragen worden. (Man vgl. übrigens auch die Bedeutungsentwicklung von „Ente", „canard" zu Aufschneiderei, Lüge, falsche Zeitungsnachrichten unter dem Stichwort „Ente" in „Wörter und Schicksale".) Andere wollen sogar, ungalanter Weise, in dem Schütteln des Leibes beim Cancan eine Ähnlichkeit mit dem Watschelgang der Ente erkennen. (Wenn diese Deutung zurecht bestünde, so hätte die Benennung des Cancans nach dem Gang eines Tieres eine moderne Analogie: die Bezeichnung eines Gesellschaftstanzes als „Fuchsschritt", foxtrot.)

Bereits Ménage buchte 1694 das Wort cancan und identifizierte es mit lateinisch quamquam. In den französischen Gymnasien mußten

---

1) Es gab auch cancans in Zwiegesprächsform. So fragte man z. B. wortspielartig (quand = wann): Quand serez-vouz content? Quand j'aurai de l'argent. Quand aurez-vous de l'argent? Quand il y aura du commerce. Quand il y aura du commerce? Quand il y aura de la confiance. Quand il y aura de la confiance? Quand le gouvernement ne fera plus de sottises.

die Schüler ihre öffentlichen Vorträge mit einer lateinischen Ansprache einleiten. Diese lateinischen Einleitungen begannen meistens, angelehnt an die klassischen Vorbilder antiker Beredsamkeit, mit gewissen Entschuldigungen betont bescheidener Art. In Anspielung auf eine berühmte Rede Ciceros, die mit den Worten „Q u a m q u a m mihi semper..." (Obgleich mir jederzeit...) beginnt, nannte man diese Einleitungen, im weiteren Sinne aber auch geschwätzige, überflüssige oder törichte Phrasen überhaupt: quamquams; in französische Form gegossen: quanquans oder cancans. Faire un grand quanquan de quelque chose bedeutet: viel Lärm um etwas machen, unverdienter Maßen großes Aufsehen erregen; und allgemeiner auch: schwatzen, tratschen. (Man vgl. die Redensart „ein großes Tamtam machen", wo aber auch die Vorstellung des Trommelrührens wirksam ist.)[1]

Littré (der 1864 für cancan die Definition gibt: „unschicklicher Tanz auf öffentlichen Bällen, mit übertriebenen Sprüngen und schamlosen Gebärden") weist auf eine Diskussion hin, die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts an der Sorbonne darüber stattgefunden haben soll, ob man den Anlaut in den lateinischen Wörtern quamquam, quis usw. wie kv oder wie k aussprechen soll. Die Sorbonnisten blieben bei der letzteren, die Anhänger des Philosophen und Philologen Pierre Ramus bei der ersterwähnten Aussprache. Als die Diskussion noch immer nicht erlahmen wollte, habe einer der Anwesenden ungeduldig gerufen: voilà bien des cancans pour rien. Richtig belegt ist diese Anekdote aber nicht. Schon lang vor Ramus findet

---

1) Die Silbenwiederholung, die die Lautform cancan zeigt, scheint kein Zufall zu sein, wenn das Wort eigentlich Entengeschnatter, sinnlosen Lärm bezeichnen soll. Für den Ausdruck eines solchen Begriffes eignen sich Z w i l l i n g s w ö r t e r — sowohl „reine" wie cancan, als auch solche mit Wurzelvariation — in besonderem Maße. Man beachte die vielen Ausdrücke dieser Art, die Lärm, Tumult, sinnloses Geschwätz, Klatsch, Geschnatter, Unsinn bedeuten: Larifari, Tamtam, Gigasgagas, Tärlimärli; englisch bibble-babble, chit-chat, tittle-tattle, skimble-skamble, griffle-graffle, miff-maff, rimble-ramble, fiddle-faddle, rip-rap, whim-wham, ran-tan, pow-row, argol-vargol, talky-talky, französisch charivari, patati-patata, barrabin-barraban, chichi; tschechisch tlachy-machy; japanisch kamgagamba, samoanisch tabataba, boiboi auf Neuguiena. Auch der Begriff des Lebhaften, Hastigen, Übereilten, der in der Bezeichnung cancan Ausdruck findet, ist ein von Zwillingswörtern bevorzugter; vergl. Schurimuri, Hudriwudri, gigete-gagete, holterpolter; englisch catch-match, hurly-burly, harem-scarem, arsy-varsy. Und schließlich gehört auch das Element des wilden Durcheinanders, der Unordnung, des Chaos zu jenen, zu deren Ausdruck Zwillingswörter vorzugsweise verwendet werden; vgl. Wirrwarr, Kuddelmuddel, Krausemause, Tohuwabohu; englisch mingle-mangle, mizmaze, higgledy-piggledy, hubble-bubble, hab-nab, hoity-toity, hurry-scurry; französisch bourri-bourra, pêle-mêle, aroul-boroul.

man im französischen Schrifttum den Ausdruck caquehan, etwa mit der Bedeutung Tohuwabohu, insbesondere für einen Tumult, eine lärmende Versammlung oder einen geräuschvollen Streit.

Jedenfalls galt die Musik, zu der der Cancan zunächst im Vormärz und dann besonders während des zweiten Kaiserreiches getanzt wurde, zu ihrer Zeit den ewigen Nörglern als besonders „verrückt" und „ohrenbetäubend", wie etwa in unserer Zeit die amerikanische Jazzmusik, und die Ableitung des Namens des Tanzes aus mundartlichen lautnachahmenden Bezeichnungen des Entengeschnatters im Besonderen oder des gehäuften Lärmes im Allgemeinen erscheint daher durchaus annehmbar. Die Möglichkeit des begrifflichen Zuflusses aus der Sphäre studentischer Beredsamkeit braucht aber damit nicht als ausgeschlossen zu gelten.

Dattel, Banane

Die Frucht der Dattelpalme (Phoenix dactylifera) bezieht ihren deutschen Namen über italienisch dattilo[1] vom griechischen daktylos = F i n g e r, da ihre Gestalt, zumal in frischem Zustand, an die des menschlichen Fingers erinnert. Auch läßt der Wedel der Dattelpalme an eine Hand mit gespreizten Fingern denken.[2] Übrigens werden auch die allgemeinen Begriffe „Palme" und „Hand" miteinander in Verbindung gebracht: griechisch palame, lateinisch, italienisch und rumänisch palma, französisch paume, englisch palm[3] bedeuten: Hand, Handfläche.

Das obengenannte griechische Wort daktylos = Finger ist bekanntlich auch der Name eines Versfußes. Der Daktylos[4] besteht aus einer langen

---

1) Als dattilo bezeichnet der Italiener nur den Daktylos, den Versfuß, die Frucht nennt er dattero.

2) Abweichend ist die Etymologie Viktor Hehns. Der Name der Dattelfrucht im klassischen Altertum habe nichts mit dem Finger zu tun. Daktylos = Dattel sei semitischen Ursprungs und komme von a r a b i s c h diqla = Palme. Jedenfalls ist nicht zu bezweifeln, daß die Dattelkultur den S e m i t e n zu verdanken ist, und zwar — wie auch die griechische Bezeichnung phoinix = Dattelpalme verrät — den Phöniziern.

3) Palm-oil (wörtlich Palmöl) = Bestechung, Bestechungsgeld in der englischen Gaunersprache (mit der gleichen Symbolik wie bei deutsch schmieren = bestechen) scheint eigentlich ein Wortwitz zu sein, weil wohl gleichzeitig auch an die Bedeutung palm = innere Handfläche (als Empfängerin des Bestechungsgeldes) gedacht wird.

4) Philipp v. Zesen schlug als deutschen Namen dieses Versfußes 1649 erfolglos R o l l e n d e r oder H ü p f e n d e r vor, sang aber auch selbst ein „Morgenlied von lieblichen D a t t e l reimen" und meinte damit ebenfalls daktylische Verse.

und zwei kurzen Silben und heißt so, weil der menschliche Finger aus einem langen und zwei kurzen Gliedern besteht. (Wenn man sich davon überzeugen will, schaue man nicht auf die Innenseite des Fingers, der die Gliederung des Knochens nicht deutlich zeigt, sondern betrachte das Größenverhältnis der Fingerknöchel, wie sie beim gekrümmten Finger auf der Außenseite erkennbar ist.)

Es gibt außer der Dattel noch eine Südfrucht, die ihren Namen dem Vergleich mit dem menschlichen Finger verdankt: die Banane. Das Wort banana wird in der Mitte des 16. Jahrhunderts als eine damals im Kongogebiet vorkommende Benennung dieser Frucht in Spanien und Portugal bekannt und gelangt von dort in alle europäischen Sprachen. Das westafrikanische banana (auch bananda) wird aber auf arabisch banan = Finger zurückgeführt.[1] Ein verwandtes Gleichnis, nämlich Banane = Fuß liegt wohl einem Ausdruck der „feldgrauen Sprache", der deutschen Soldatensprache im Weltkrieg, zu Grunde: „Bananenbezüge" für Strümpfe.[2] Vielleicht hat auch der Gedanke an die Art, wie die Schale der Banane abgestreift wird, die Entstehung dieses feldgrauen Ausdrucks gefördert.

Auch eine Bildungsabweichung bei Orangen und Zitronen wird mit den Fingern verglichen. Bei kultivierten Citrusarten kommt es vor, daß die einzelnen Fruchtblätter unverwachsen bleiben und fingerförmige Einzelfrüchte bilden; sie werden dann Fingerzitronen oder Buddhafinger genannt. Dem Vergleich mit Menschenfingern verdanken ferner in der Pflanzenwelt ihren deutschen Namen: die Moorstaude Sumpffingerkraut (Comarum palustre), deren Blätter fingerartig anmuten; die in Afrika und Asien für die Ernährung überaus wichtige Fingerhirse (Eleusine) mit fingerförmig am Halm angeordneten Ähren; die Braunalge Fingertang (Laminaria digitata) mit fingerartig geschlitzten Blättern. Mehrere Pflanzen mit fünf Blättern auf einem Blattstengel führen den Namen Fünffingerkraut. Wir nennen zwei davon: die auch Kohlröschen benannte Orchideenart Fünffingerkraut mit fünf handförmig gespreizt abstehenden Blütenhüllblättchen (Nigritella nigra oder angustifolia) und die auch Odermennig (Agrimonia) genannte, früher zur Bereitung der Volksarznei Kaisertee verwendete Staude Fünffingerkraut, für deren Namen allerdings weniger eine Fingerähnlichkeit, als die Fünfzahl, die Zahl ihrer Kelchbecher und ihrer Kelchblätter, bestimmend ist. Beim sogenannten Knäuelgras weist bloß der

---

1) Das eigentliche Bantu-Wort für diese Frucht ist: bi-tebbi.

2) Im Argot des französischen Soldaten im Weltkriege war „la banane" der Scherzname einer Kriegsauszeichnung (wegen der gelben und hellgrünen Farben ihres Bandes).

wissenschaftliche Name, Dactylis glomerata, auf die fingerartige Anordnung der Ährchen an der Blütenstaude hin. Hingegen gründet sich der lateinische Name der bekannten Heilpflanze Digitalis (zu digitus = Finger) nicht auf eine Fingerähnlichkeit, sondern auf eine Finger h u t ähnlichkeit.

Mit Dattel = fingerförmige Frucht hängt auch der Ausdruck D a c h t e l für Ohrfeige zusammen. Dachtel ist die mittelhochdeutsche Form für Dattel[1]. Im Übrigen wird nicht nur die Dattel, sondern auch das Fünffingerkraut zur scherzhaften Umschreibung der Ohrfeige herangezogen[2]. Es gibt mehrere volkstümliche Redensarten wie: ich will dich mit dem Fünffingerkraut salben oder dir Fünffingerkraut auf die Hand reiben. Ein Sprichwort lautet: Fünffingerkraut speist den Leib (d. h. Schläge sind heilsam). Hierher gehört auch der Wortscherz: 5 in die 10 (Zähne) dividieren. Der Franzose „steckt einem eine fünfblättrige Levkoie" (ficher une giroflée à cinq feuilles). Bei diesen Metaphern wird vielleicht auch an die Spur gedacht, die die Ohrfeige auf dem Gesicht hinterläßt.

Einen Denkzettel bekommen

Phylakterion, Gebetsriemen mit Gesetzessprüchen, den die Juden (nach 4 Mos. 15, 38) bei gewissen Gebeten an Haupt und Arm tragen müssen (hebräisch Tephillim), übersetzt Luther (Matthias 23, 5) mit „Denkzedel". Aber er gebraucht das Wort auch schon zur Bezeichnung einer Liste dessen, was man nicht vergessen soll. Diese Bedeutung hatte auch noch das frühneuhochdeutsche „Gedenkzettel". Man gab dem Boten ein „Memorandum" mit, einen Zettel, auf dem einzelne Schlagwörter ihn an den erhaltenen Auftrag erinnerten. Auch hatten früher in manchen Lateinschulen, besonders in denen der Jesuiten, die Schüler, die etwas Tadelnswertes begangen, Denkzettel bekommen, auf denen ihre Vergehen angeführt waren; diese Zettel mußten sie bei sich tragen, um sich immer daran zu erinnern und sich zu bessern. Denn gerade das Unangenehme vergißt man bekanntlich am leichtesten. (Es ist Darwin nachgerühmt worden, daß er die weise Gewohnheit hatte, jede Beobachtung, die seiner Lehre widersprach oder zu wider-

---

1) Daneben gibt es für Dachtel (niederdeutsch dechting) = Ohrfeige auch noch drei andere, offenbar falsche Ableitungen: eine von d e n k e n (Denkzettel!), eine andere von D a c h (einem eins aufs Dach geben) und eine dritte von mittelhochdeutsch dehsen = schlagen. Mit deutsch Dattel-Dachtel = Ohrfeige ist zu vergleichen rumänisch palma (vom Pflanzennamen Palme), das nicht nur Handfläche bedeutet, sondern auch Ohrfeige.

2) Eine weitere Metapher für „Ohr f e i g e n" und „Dachteln" (D a t t e l n) aus dem Bereiche der Früchte ist: „Kopf n ü s s e".

sprechen schien, sofort aufzuzeichnen und diese „Denkzettel" ständig be
der Hand zu haben.)

Heute wird unter Denkzettel nicht mehr eine schriftliche Aufzeichnung verstanden, der Ausdruck wird nur mehr in übertragenem Sinne gebraucht Einen Denkzettel davontragen heißt: eine so eindringliche Lehre, eine so gründliche Abfuhr, eine so starke Rüge, eine so schmerzliche Züchtigung empfangen oder sonst eine so schwere Schädigung erleiden, daß man die niemals wird vergessen können. Andererseits ist im Worte Denkzettel auc der Begriff einer gewissen Schonung enthalten; wenn wir sagen, wir haben jemandem nur einen Denkzettel verabreicht, so drücken wir damit aus, da wir ihm nicht das Schlimmste taten, das uns möglich gewesen wäre, sonder nur so weit gingen, daß der Betreffende in dem Vorfall eine Ermahnun und Warnung für künftige Fälle sehen muß.

Drastisch

ist verwandt mit den Wörtern Drama, dramatisch, Dramatiker, Dramaturg Dies alles kommt von griechisch dran = tun, handeln. Das Eigenschaftswo drastikos bedeutet tätig, wirksam und dringt über das Lateinische in die mo dernen Sprachen, zunächst hauptsächlich zur Bezeichnung von kräftig wi kenden Arzneien.[1] Besonders die Abführmittel nannte man Drastika. Heut ist beim Wort drastisch im Deutschen der übertragene Sinn im Vorde grund: derb deutlich, grob handgreiflich, rücksichtslos gewaltsam. Im Engl schen hat drastic den ursprünglichen Sinn behalten und wenn man in deu schen Zeitungen mitunter Nachrichten englischer Herkunft über irgendwe che drastischen Maßnahmen liest, sollte man sich stets fragen, ob im engl schen Original nicht erheblich harmloser bloß von drastic measures, also vo wirksamen, durchgreifenden Maßnahmen die Rede war, die ja durchaus noc nicht drastisch im deutschen Sinne sein müssen.

Als Merkwürdigkeit sei hier noch festgehalten, daß in Gießen früher de keiner Verbindung angehörende Student Drastikum hieß. Das sollte wo mit Anspielung auf die medizinische Bedeutung Abführmittel eine hera setzende Verspottung sein.

---

1) Kotzebue bezeichnet sein Stück „Hyperboreischer Esel" (1799) als „ei drastisches Drama und philosophisches Lustspiel für Jünglinge". A die etymologische Beziehung bei „drastisches Drama" hat Kotzebue wo nicht gedacht. Nach Campes Wörterbuch (1801) wollte er damit sein Dran als ein solches kennzeichnen, „welches gleich den drastischen oder heroisch Arzneimitteln auf Leben und Todt geht."

Elend

„Elend" kommt von althochdeutsch eli-lenti, wörtlich: anderes Land. Im 9. Jahrhundert äußert der Mönch Otfried von Weißenburg sein Heimweh mit den Worten: elilenti, thu bist harto vilu swar, fremdes Land, du bist gar so schwer. Elend ist also eigentlich ein zusammengesetztes Wort, eine sogenannte verdunkelte Zusammensetzung. Der erste Teil der Zusammensetzung ist verwandt mit gotisch aljis und lateinisch alius = anderer. Die Wurzel ist auch enthalten im Worte Elsaß: elisazzo ist der Anderswohnende, d. h. der Bewohner des anderen Rheinufers oder der auf fremdem, nämlich römischem Boden Angesiedelte. Aus althochdeutsch elilenti wurde mittelhochdeutsch ellende und dies bedeutete zunächst auch nur: anderes Land, Ausland, dann weitergehend den Aufenthalt in der Fremde, die Landesflucht; es folgte dann die Gleichsetzung des Lebens in der Fremde mit den dort erlittenen Entbehrungen und schließlich wurde „Elend" gleichbedeutend mit „Not", ohne Rücksicht darauf, ob sie durch Aufenthalt in der Fremde bedingt ist oder andere Ursachen hat, so daß man heute — unter Umkehrung des ursprünglichen Gedankenganges — sogar sagen kann, das Elend habe jemanden gezwungen, aus der Heimat in die Fremde auszuwandern.

Für die alte Bedeutung Elend = Fremde liegen besonders aus dem oberdeutschen Gebiet viel Belege vor. Vor allem gilt dies für das Bayrische. In einer alten Münchner Handschrift findet sich der Satz: stark ist der, dem alles erdreich ain vaterland ist, volkomen ist der, dem alle welt ain ellent ist. In Ötting bei Ingolstadt werden „drei ellende Hailing" verehrt, d. h. Heilige, die nach der Legende Fremde, aus England Verbannte waren. In manchen Gegenden Bayerns heißen die herrenlosen Äcker ellende Acker, das Vieh, das sich verlaufen hat, ellendes Vieh. In Augsburg hieß eine Gasse „im Elend". (Auch in Wien gab es anfangs des 19. Jahrhunderts noch eine Gasse, die „Elend" hieß.) In Bayern bezeichnete man die gerichtliche Aussage eines Fremden gegen einen Einheimischen als elendes Zeugnis, elenden Eid. Aus Schmellers Bayrischem Wörterbuch geht auch der Gebrauch von Elend im Sinne von Erbarmen hervor (also eine Übertragung von der Ursache auf die Wirkung), z. B.: schlag's Kind nit so, ich kann's nit sehen vor Ellend. Zu Radetzkys Zeiten wurde notiert, daß ein alter österreichischer Bauer, nach der Garnison seines Sohnes befragt, zur Antwort gab: im-Elend, — was, wortwitzigartig, zugleich auch heißen sollte: in Mailand.

Auch im Schweizerischen ist Elend = Ausland reichlich belegbar. In einer alten Zürcher Verordnung heißt es, daß man „ellenden wyn verungelten soll", worunter nicht die Besteuerung des schlechten, sondern

des eingeführten ausländischen Weines zu verstehen war, der mitunter woh weniger elend war als ein mißratener inländischer von der „Schattenseite" Die Kapelle in Dornbach im Solothurnischen zum Andenken an die Schlach im Jahre 1499, den Sieg der Eidgenossen über den Schwäbischen Bund heißt „zum elenden Bein", d. h. zum fremden Gebein, und dies bezieht sic offenbar auf die Gefallenen des Gegners. Die 1535 aus Solothurn vertriebe nen Reformierten datieren ihre Schreiben „acta in unser Acht und Elend" Einer i's Elend lüte bedeutet im Schweizerischen: zur Trauung läuten, d. h zum Abgang der Braut in die Fremde, in ein fremdes Haus. Aus Appenzel bucht das Schweizerische Idiotikon noch eine Sonderbedeutung von Elend weiblicher Geschlechtsteil, besonders der Ziege, und das Gesicht eines Bart losen wird mit dem „Elend" der Ziege verglichen. Auch das Grimmsch Wörterbuch verzeichnet Elend = vulva, praecipue caprae (als kleines, arm seliges „Ding").

Im Mittelalter und in der frühen Neuzeit gab es in vielen oberdeutsche Städten Ellenden-Heribergen, die nicht etwa für Kranke, sondern für durch reisende Fremde bestimmt waren. In Straßburg z. B. gab es im 14. Jahr hundert zwei Ellende Herbergen (duo hospitia exulum et pauperum peregr norum). Natürlich waren es nicht vornehme, mit Gefolge reisende, von de Behörden in Ehren empfangene oder bei angesehenen Rittern und Bür gern gerne als Gast gesehene Persönlichkeiten, die auf die Fremdenherbe gen angewiesen waren, und es ist daher begreiflich, daß sich im Wort Elend der Übergang von „fremd" zu „arm" vollziehen konnte. Adelig Herkunft schützte allerdings niemanden davor, gegebenenfalls als Elende d. h. als vermögensloser Reisender erkannt zu werden; dafür zeugt z. B in der Sprach- und Kulturgeschichte eine alte Mehlspeisebezeichnung: „arm Ritter in Elendsfett". (Nicht sehr überzeugend ist die Bemerkung bei Bo chardt-Wustmann: „Das war einmal ein doppelter Witz mit dem kümme lichen Leben der im Elend fahrenden Ritter und dem knochig-dürre Elentier, das man früher auch Elend schrieb".)[1] Im späteren Verlau

---

1) Arme Ritter als Name eines süßen Gerichts aus übrig gebliebene Semmeln ist übrigens bereits für das 14. Jahrhundert belegt (im „buch vo guter spise" heißt es: snit aht snitten armerittler und backe die in smaltze Da nach der Überlieferung zu der Mehlspeise „Arme Ritter" auch Aprikose verwendet wurden, wird im Namen auch eine Verderbung des lateinische Namens der Aprikose vermutet. „Armeritter" käme dann von malum arm niacum (= armenischer Apfel, woher auch das Wort „Marille"). Übriger wurde „arme Ritter" auch allgemein im Sinne von geringer Kost verwende — „arme Ritter backen" für: dürftig leben. — Laut Brockhaus 1933 i „Arme Ritter": Mehlspeise aus Einback- oder Semmelscheiben in Milch g

wurden — entsprechend der eingeschränkten Bedeutung Elend = körperliche Not, Epilepsie — die Elendsherbergen vielfach zu Asylen für Epileptiker. In München gab es eine Brüderschaft der Ellenden oder Ellende Brüderschaft, die sich der Beherbergung kranker Reisender widmete. Als Elende bezeichnete man übrigens auch die Aussätzigen, die abgesondert wohnen mußten.

Auch bei den Klassikern begegnen wir mitunter der Verwendung des Wortes Elend im älteren Sinne, im Sinne von Fremde: Streifen nicht herrliche Männer von hoher Geburt nun im Elend? (Goethe, Hermann und Dorothea) — Jedem ist das Elend finster, jedem glänzt sein Vaterland (Uhland, Bidassaobrücke). Im Wortspiel der Kapuzinerpredigt in „Wallensteins Lager", „alle die gesegneten deutschen Länder sind verkehrt worden in Elender", bricht der Bestandteil „Land" der verdunkelten Zusammensetzung „Elend" wieder durch.

Auch viele Orts- und Flurnamen zeugen für die alte Bedeutung Elend = anderes Land. Es gibt u. a. den Ort Elend am Brocken, auch einen bei Kastelruth in Südtirol; in Niederösterreich kommen die Ortsnamen Alland und Maria Ellend vor. Elen, Ellen, Alilant usw. dürften Bezeichnungen von solchen Flurteilen gewesen sein, die an der Markungsgrenze lagen, also die bereits den Beginn des „anderen Landes" anzeigen.

Ähnliche Bedeutungsverschlechterung wie bei elend von fremd zu arm, kläglich liegen vor:

bei englisch wretch (verwandt mit deutsch Recke) = Wicht, Lump, das von angelsächsisch vraeca = Fremdling, landesflüchtiger Held, Verbannter, Abenteurer kommt, und

bei italienisch cattivo, spanisch cativo, französisch chétif = elend, schlecht aus lateinisch captivus = Gefangener.

Dadurch, daß das Wort Elend die anfängliche Bedeutung „Fremde" zugunsten der Bedeutung „Not" allmählich ganz aufgegeben hat, ist es in ein Gegensatzverhältnis zu den Begriffen Glück und Glanz getreten (man denke an die Gegenüberstellung von splendeur und misère in Balzacs Romantitel „Glanz und Elend der Kurtisanen") und dieser Begriffsgegensatz hat zum widersprüchigen Ausdruck „glänzendes Elend" geführt. Er ist dem eigentlichen Sinne nach aus zwei sich aufhebenden Wörtern gebildet, stellt also jene Stilfigur dar, die man (wie „beredtes Schweigen", „geschäftiger Müßiggang") als Oxymoron (wörtlich „spitzige Torheit") bezeichnet. Unter glänzendem Elend verstand man früher oft die von

quollen und in Butter geröstet, mit Fruchtsaft u. a. als Tunke. Mit Marmelade bestrichene arme Ritter werden auch „reiche Ritter" genannt.

höherer, etwa religiöser Warte aus verächtliche Nichtigkeit eitler irdischer Güter und Erfolge, aber dann meistens die durch äußere Ehren oder prunkvolle Kleidung verdeckte Armut, also einen bereits in der irdischen Wertung sich auswirkenden Gegensatz. Man spricht z. B. vom glänzenden Elend dürftig besoldeter Schauspieler, Artisten, Offiziere. Ein Sprichwort der siebenbürger Sachsen reimt: Soldatestand as (ist) e glänzän Elant.

Ein geflügeltes Wort ist die Wendung „glänzendes Elend" erst geworden, seitdem Goethe im Jungen Werther (1774) vom glänzenden Elend der von hohler, langweiliger Rangsucht und erbärmlichen Leidenschaften erfüllten Wetzlarer Gesellschaft sprach. Als Goethes Freund Karl Philipp Moritz 1786 in seinem Roman „Anton Reiser" den Ausdruck „glänzendes Elend" gebrauchte, war es schon ein geflügeltes Wort. Vier Jahre später schreibt Kant in der „Kritik der Urteilskraft", von Kultur und Luxus sprechend: „Das glänzende Elend ist doch mit der Entwicklung der Naturanlagen in der Menschengattung verbunden." Wenn auch das „glänzende Elend" erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zum geflügelten Worte wurde, die zugrundeliegende gegensätzliche Gedankenverbindung war schon längst, bereits im Altertum, vorgebildet. Schon Seneca spricht von den honestae miseriae und meint damit, daß Macht, Ruhm und äußerliche Ehren (des Augustus und anderer Römer) nur scheinbare Glücksgüter seien, da viel Kummer mit ihnen verknüpft sei. 1575 schreibt der Dichter Paul Schede (Melissus) in einem lateinischen Epigramm, daß an prächtigen Höfen splendida paupertas herrsche. 1729 ist in einem Gedichte von Gerhard Tersteegen davon die Rede, daß „auf dem Staats- und Ehr'n Gerüste man nur glänzend Elend find't". Es handelt sich in jenem Gedichte um die christliche Verachtung des Irdischen und das Gleiche gilt von einem anderen Beleg aus derselben Zeit, von einer Stelle im Gesangbuch der Herrenhuter Brüdergemeinde vom Grafen Zinzendorf: „ein prächtigs Elend". Ein Jahrzehnt vor Goethes Werther datiert ein englischer Beleg: im Traveller (1764) spricht Goldsmith, der Verfasser des Vicar of Wakefield, von those splendours with which numbers are wretched, von jenem Glanz, bei dem so viele elend sind.

H. Lessmann, der in allen Redensarten um jeden Preis mythologischen Niederschlag erkennen will, bezieht das „glänzende Elend" auf das in einem mittelhochdeutschen Gedichte des Konrad von Würzburg behandelte Motiv vom schönen und vorne herrlich gekleideten Weibe, auf dessen Rücken gräßliches Ungeziefer wimmelt. Auf Goldsmith, Goethe, Balzac hätte — was das Chronologische anbelangt — diese Vorstellung durch mehrere Vermittlungen vielleicht wirken können. Aber auf Seneca?

Schließlich erwähnen wir noch die Redensart vom g r a u e n E l e n d zur

Bezeichnung des „Katzenjammers". Es hieß auch: besoffenes Elend (in der Zimmerischen Chronik, 16. Jahrhundert, auch: trunkenes Elend). Besonders auch für den sogenannten moralischen Kater wird „graues Elend" gebraucht, für jenen sentimentalen Zustand, in dem der Trunkene mit sich selbst Mitleid empfindet und, in einer späteren Phase, alles nur grau sieht, statt rosig, wie es im beginnenden Rausch zunächst war. Vielleicht hat auch eine lockere Gedankenverknüpfung mit der Vorstellung von der Asche als Sinnbild der Reue bei der Entstehung der Bezeichnung „graues Elend" für Katzenjammer mitgewirkt.

Erpressung — chantage — blackmail

Für den internationalen strafrechtlichen Begriff der Erpressung stehen der deutschen, der französischen und der englischen Sprache ganz verschiedenartige Ausdrücke zur Verfügung.

Das deutsche erpressen scheint eine Lehnübersetzung von lateinisch extorquere = foltern zu sein. Aber Fritz Mauthner weist darauf hin, daß die Vorsilbe ex sich hier mehr auf die körperlichen Gliedmaßen des Gefolterten (die Glieder ausstrecken, ausdrehen) bezieht, als auf das, was man ihm herausziehen will (das Geständnis) und er denkt bei dem strafrechtlichen Ausdruck Erpressung lieber an das Bild von der Kelter, in der den Trauben Wein erpreßt wird.[1]

Im französischen Strafrecht heißt die Erpressung chantage. Es liegt der merkwürdige Fall vor, daß der Gesetzgeber sich einen Fachausdruck zur Bezeichnung eines strafbaren Tatbestandes aus der Sprache der Verbrecher holt. Chanter, wörtlich singen, bedeutet im französischen Argot: reden, gestehen, anzeigen. Daher faire chanter, jemanden singen lassen = jemanden zum Sprechen bringen, être chanté = angezeigt werden. Der Ausdruck faire chanter bezog sich wohl zunächst auf Geständnisse auf der Folterbank. Es ist einem so lange zugesetzt worden, bis er zu „singen" (gestehen) begonnen hat; ebenso bedeutet spanisch cantar neben singen auch: auf der Folter gestehen. Auch Verbrecher selbst sind in die Lage gekommen, andere durch Foltern zum Reden zu bringen, z. B. wenn es sich darum gehandelt hat, das Versteck eines Geldbetrages herauszubekommen. So bekam faire chanter später den allgemeinen Sinn: jemanden durch Einschüchterung

---

1) Im übrigen verweise ich darauf, daß wir auch einen Gedanken „ausdrücken" (exprimere), wobei wohl das Bild vom Gedanken bestimmend sein dürfte, den wir in eine Form (Gießform) bringen. (Als oben vom „Ausdruck Erpressung" die Rede war, kam unbeabsichtigt die Begegnung ähnlicher Bilder zustande.)

zu einer Zahlung zwingen. Josef Brück ist offenbar zu sehr von der journ listischen Form der Erpressung beeindruckt, wenn er gegen die Deutu faire chanter = jemanden schreien machen einwendet, daß „der, an dem d Erpressung verübt wird, im Gegensatz zu dem, an dem ein Raub begang wird, gewöhnlich nicht schreit" (weil er nämlich selbst etwas zu verhei lichen hat); er beachtet sichtlich nicht die Kette der Bedeutungsübertragu gen: von jemandem ein Geständnis herausbekommen — von jemande etwas herausbekommen — von jemandem Geld herausbekommen.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts drang der Ausdruck faire cha ter in die allgemeine französische Umgangssprache ein. Da das Argot, schri Nestor Roqueplan 1841, heute heimisch ist in den Boudoirs, gebrauchen v faire chanter in dem Sinne: Geld bekommen von jemandem, dem man An eingejagt hat. Polizeipräsident Vidocq, als ehemaliger Galeerensträfling n dem Argot wohl vertraut, konnte in seinem Argotglossar „chanteur" bere als einen auf die Journalistensphäre bezüglichen Ausdruck buchen; er spric besonders von Journalisten, die sich durch Drohungen ein Schweigegeld pressen, von solchen, die sich für die Veröffentlichung von persönlichen R klamnotizen bezahlen lassen, und von solchen, die auf ihr Wohlwoll angewiesene Schauspieler und Schauspielerinnen ausbeuten. Auch Bal wendet chanteur hauptsächlich auf Journalisten an. Le chantage, schre er einmal, c'est la bourse ou l'honneur („die Börse oder die Ehre", na Art von „Geld oder Leben"). Eine witzige französische Bezeichnung Erpressers ist maître-chanteur (Meistersinger). Faire chanter le perdreau, Rebhühnchen singen lassen, bedeutet im Argot: an einem Homosexuel Erpressung verüben; perdreau = Rebhühnchen ist eine wortwitzartige setzung von pédéro, Argotbezeichnung für Päderast. Die Erpressung an H mosexuellen heißt im Argot auch chantage au saute-dessus.

Im Englischen heißt die Erpressung b l a c k m a i l, im wörtlichen Sin schwarze Steuer. Zum zweiten Teil dieses Ausdrucks ist zu bemerken, daß im Englischen drei gleichlautende — aber der Bedeutung und der Absta mung nach verschiedene — Hauptwörter „mail" gibt:

1) Mail = Sack, Felleisen, Briefbeutel, Briefpost, Post geht auf fran sisch malle = Bündel, Koffer zurück, das von althochdeutsch malaha Tasche kommt (woher auch ungarisch málha = Gepäck).

2) Mail = Panzer, Rüstung kommt von französisch maille = Masc Schlinge, Panzerring, das selbst auf lateinisch macula = Masche, Fl zurückgeht (woher auch unser „Makel").

3) Mail = Abgabe, Steuer, Pacht — ein jetzt nur mehr wenig und hau sächlich in Schottland gebrauchtes Wort — geht ebenfalls auf ein fran

sisches Wort maille zurück, aber nicht auf das eben genannte, sondern auf ein gleichlautendes anderes, auf maille = Name einer ehemaligen kleinen Kupfermünze, der über médaille und métal auf griechisch metallon = Bergwerk zurückweist. (Dieses maille = kleine Kupfermünze ist enthalten in den französischen Redensarten: n'avoir ni sou ni maille = nicht einen Groschen haben, avoir maille à partir ensemble = eine kleine Münze miteinander zu teilen haben, in dem Sinne: ein Hühnchen miteinander zu rupfen haben.)

Dieses dritte englisch-schottische mail = Abgabe ist in blackmail = Erpressung enthalten. Unter blackmail, „Schwarzsteuer", verstand man ursprünglich, nach Skeat, die in Naturalien (Vieh) entrichteten Abgaben, zur Unterscheidung von der in Barem, d. h. in „weißem" Silber zu bezahlenden Steuer. Mir scheint aber eher wahrscheinlich, daß die Bezeichnung einer Abgabe als einer s c h w a r z e n Steuer auf ihre U n g e s e t z l i c h k e i t hinweisen soll, so wie es bei den deutschen Ausdrücken Schwarzfahrer, Schwarzhörer u. dgl. der Fall ist. To levy blackmail (Schwarzsteuer einheben) wurde daher die Bezeichnung jener Zahlungen, die sich mächtige Räuberführer auf der Landstraße von vorüberziehenden Reisenden zahlen ließen, wofür sie diese, als Gegenleistung, vor anderen, offenbar weniger mächtigen Räuberbanden schützten[1]. Auf diese Weise stellt sich der Raub von Seite des größten Räubers nicht offen als Raub, sondern gleichsam als Einhebung einer Steuer (mail) dar. Und besteht denn das ganze soziale Leben nicht zum größten Teil aus Leistungen des Schwächeren an den Stärkeren, ohne daß dieser unmittelbare Gewalt anwenden müßte, d. h. aus Leistungen der Eingeschüchterten, die schon im Vorhandensein des Stärkeren eine Drohung sehen? Nur nach außen, nicht aber hinsichtlich ihrer inneren seelischen Begründung, unterscheidet sich wesentlich der Raub, diese aufrichtigste Form der Erpressung, von der eigentlichen Erpressung und die Erpressung von dem, was man soziale Ordnung nennt.

Nach Bartley und Barrère-Leland ist die englische Bezeichnung blackmail für die Einhebung von Schutzgeldern von Seiten der Räuberbanden zuerst in den Vereinigten Staaten zur allgemeinen Bedeutung der Erpressung gelangt. Heute bezeichnet man damit hauptsächlich die Erpressung von Geldbeträgen mittels der Drohung, jemanden wegen eines Verbrechens anzuzeigen oder ihn bloßzustellen durch Preisgabe eines Geheimnisses an die Öffentlichkeit oder an bestimmte Personen.

---

1) Gegen das Einheben solcher Schwarzsteuer durch die „moss-troopers" erließ Königin Elisabeth 1601 eine eigene Verordnung, aber das Entrichten von blackmail an jene berittene Räuber hat sich im Norden Englands und in Schottland bis Mitte des 18. Jahrhunderts erhalten.

Sich ins Fettnäpfchen setzen

Bei Oswald von Wolkenstein, dem abenteuerreichen Tiroler Lyrik († 1445) kommt als Schelte für einen Mann, der durch seine Ungeschicklichkeit Ärger verursacht, der Spottname Heinzel Tritinprey („Tritt-in-der Brei") vor. Gewiß muß der sich unbeliebt machen, der sich wie „der El fant im Porzellanladen" benimmt, der blindlings in eine Schüssel voll Br oder Mus hineintappt. Bei der Redensart vom Fettnäpfchen ist aber nich an eine ungenießbar gemachte Speise gedacht worden, sondern an Fett, d anderen Zwecken diente. In früheren Zeiten stand mancherorts (z. B. i Erzgebirge nach Müller-Fraureuths Feststellung) in den Bauernhäusern a der Wand zwischen Tür und Ofen ein Fettnäpfchen, aus dem die nasse Stiefel, die die Heimkehrer auszogen, gleich geschmiert wurden; der U willen der Hausfrau traf nun denjenigen, der durch einen täppischen Tri das Fettnäpfchen umwarf und so Fettflecken auf dem Bretterboden ve ursachte. In Unkenntnis der bestimmten Lage, der sie entnommen wa wurde die ursprüngliche Redensart „ins Fettnäpfchen t r e t e n" gelegentlic ein wenig variiert und heute heißt es meistens, jemand habe sich ins Fet näpfchen g e s e t z t. Dadurch kommt auch ein neues Moment in die M tapher, indem man an den Schaden denkt, den der Betreffende an sein Kleidung nimmt. Vielleicht hat es der Gedanke an die Redensart „sich i ein Wespennest setzen" verursacht, daß oft nicht mehr vom Treten i Fettnäpfchen die Rede ist, sondern von einem Sichhineinsetzen. Mundartlic ist allerdings das ursprüngliche Bild noch durchaus lebendig; im Sächs schen heißt es z. B.: da hat 'r scheene bei 'r ins Fettnäpfchen getrete 's spritzte gleich hüben un drüben raus.

Feurige Kohlen

auf jemandes Haupt sammeln heißt soviel: ihn durch Großmut beschäme ihm durch Verzicht auf Rache Gewissensbisse verursachen.

Die Redensart geht auf biblische Stellen zurück. Während in der Ber predigt der Ermahnung, dem Feinde Gutes zu tun, dieses Gleichnis nic hinzugefügt wird, heißt es sowohl in den Sprüchen des Salomon (24, 21.22 als bei Paulus (Römer 12, 20): Wenn Du Deinem hungernden Feinde essen gibst usw., häufst Du feurige Kohlen auf sein Haupt. Aus der Bib hat die Redensart in viele Sprachen Eingang gefunden, z. B. französisc amasser des charbons ardents sur la tête de quelqu'un, englisch: to he coals of fire on a person's head. Auffallend ist, daß diese Redensart sich stets peinlich an das biblische Original halten. Da man das übertrage

Bild nicht verstand, d. h. einen Zusammenhang mit dem Vorgang der Großmut und Beschämung nicht sah, blieb nichts übrig, als diese stehende Redensart des Alten und des Neuen Testaments in wörtlicher Übersetzung beizubehalten. Die Wörterbücher von Grimm, Heyne, Weigand, Sanders führen die Redensart ohne irgendwelche Angaben über die Entstehung an. Erst in jüngster Zeit haben verschiedene Theologen und Sprachforscher versucht, den Ursprung der biblischen Redensart zu klären.

Die einen meinen, der bildliche Sinn sei: jemanden erröten lassen, ihm die Glut der Reue in die Stirne treiben. Haupt sei also in der Redensart mit Stirn, noch richtiger mit Gesicht gleichzusetzen und nach der Heiligen Schrift treibe man eben dem hungernden Feinde, indem man ihn großmütig speist, die Schamröte ins Gesicht.[1] Andere Deuter der Redensart bringen sie in Verbindung mit dem Bilde vom Sitzen oder Gehen auf Kohlen = in einer peinlichen Lage sein, Ungeduld empfinden. (Luther: „Wenn Ihr auch auf feurigen Kohlen ginget, so solls Euch dünken, als ginget Ihr auf Rosen".) Das Bild vom Sitzen oder Gehen auf feurigen Kohlen aber hängt — wie die Redensarten: die Hand für jemand ins Feuer legen, Gift auf etwas nehmen usw. — mit den mittelalterlichen Gottesurteilen zusammen. Sehr gekünstelt erscheint der Zusammenhang, der z. B. bei Borchardt-Wustmann zwischen den Redensarten von den glühenden Kohlen unter den Füßen oder dem Gesäß und den Kohlen auf dem Haupt hergestellt wird: während wir das Feuer des Gewissens unter die Füße verlegen (ihm brennt der Boden unter den Füßen) oder unter das Gesäß (auf heißen Kohlen sitzen), habe es sich das jüdische Altertum auf dem Kopfe gedacht, indem es auf Hitzeempfindungen an der Schädeldecke des Überreizten anspielte. (Auf dem Ganeff brennt das Hitl, sagt das moderne jüdische Sprichwort vom Hut des Diebes.) Nicht weniger unbefriedigend ist die Deutung von H. Schrader: So wenig, wie man gegen glühende Kohlen auf dem Haupte unempfindlich bleiben kann, so wenig wird der Feind, der Guttat für Übeltat empfangen hat, unempfindlich bleiben können.

Es wäre möglich, sagen andere Kommentatoren, daß das Tragen glühender Kohlen einmal eine wirklich ausgeführte symbolische Handlung gewesen sei, um die Empfindungen der Scham und Zerknirschung auszudrücken. Wenn man sich also bei seinem früheren

---

1) Für diese Deutung scheint mir vor allem der Umstand zu sprechen, daß im Hebräischen des Alten Testaments „sich schämen" durch „brennen" ausgedrückt wird. 1 Mos. 4, 6 spricht Gott zu Kain: Warum entbrennst du und warum senkt sich dein Angesicht?

Feinde entschuldigen wollte, ging man zu ihm mit einem Becken voll fe
riger Kohlen. Daß man dieses Becken auf dem Haupte trug, sei nicht au
fällig, da man doch im Orient überhaupt Lasten mit Vorliebe auf dem Kop
trägt. Man könnte, sagen wieder andere Kommentatoren, diese sinnbildlic
Reueerklärung sich auch so vorstellen, daß der Reumütige mit dem leere
Becken auf dem Haupte zum edelmütigen Gegner ging und ihn bat, feuri
Kohlen in das Becken zu legen. Dobschütz und Paul Wüst bringen die R
densart mit der Erzählung von Setne, Khamuas und Nenefer Kaptah in P
rallele, die ein Papyrus überliefert. In dieser Erzählung kommt mehrma
vor, daß jemand zur Buße mit einem Becken voll feuriger Kohlen auf de
Kopfe antreten muß. Es scheint, daß das Tragen feuriger Kohlen im alte
Orient eine symbolische Strafe war, zurückgehend vielleicht auf wirklic
Folterungen mit Hilfe glühender Kohlen.

Auch Alfons Schulz geht von der Annahme aus, Kohlen auf jeman
häufen bedeute zunächst, ihm etwas Böses zufügen. In den Psalmen wi
wiederholt erfleht, Jahve möchte über die Feinde Feuerkohlen herabregne
lassen. Im weiteren Sinne bedeute dann die Redensart von den feurige
Kohlen: *Rache nehmen* und in den eingangs angeführten Stellen s
„Rache nehmen" gleichsam zwischen Anführungszeichen zu verstehen, etw
so: gib Deinem Feind, wenn er hungert, zu essen, und das ist dann die ric
tige „Rache" (denn Du zwingst ihn, sich zu schämen). Es fällt einem nic
leicht, dieser Deutung der Redensart Gefolgschaft zu leisten.

Bemerkenswert ist der vom rumänischen Sprachforscher Tiktin erfolg
Hinweis auf eine heute noch bestehende primitive Art des *Brotbacken*
bei armen osteuropäischen Bauern, die keinen Backofen haben. Der Bau
macht auf dem Herde oder auf einer Steinplatte ein Feuer an, läßt es he
unterbrennen, schiebt die glühende Kohle weg, legt auf die heiße Stelle de
Teig, stülpt eine Schüssel darüber und schiebt nun die Kohlen auf die Schü
sel. Auf diese Weise backen auch Fellachen in Palästina ihr Brot. Die hie
verwendete Schüssel heißt z. B. lateinisch testa und das bedeutet auch: Hir
schale (da die Hirnschale vermutlich das Trinkgefäß des urzeitlichen Me
schen, zum mindesten aber das Vorbild der irdenen Schüssel war). In d
biblischen Metapher vom Häufen feuriger Kohlen auf das Haupt wä
demnach nach Tiktin gar nicht der Kopf, sondern die Schüssel zu verstehe
und die Redensart soll irgendwie mit der ärmlichen Art der Kohlenbere
tung zusammenhängen. Für Wilke ergibt sich aus Tiktins Hinweis a
jene Brotbereitungsart, daß „feurige Kohlen auf jemandes Kopf sammeln
einfach bedeutet, „ihn beim schwierigen Geschäft des Brotbackens unte
stützen", also ihm Gutes tun.

Gegen Tiktin wendet Paul Wüst ein, daß die Doppelbedeutung Kopf und Schüssel für die Sprachen, die den Urtext der Bibel lieferten, nicht bestand. Ich möchte aber zu bedenken geben, daß die Verknüpfung zwischen den Vorstellungen „Kopf" und „Gefäß" in so vielen Sprachen vorkommt (im Deutschen z. B. sowohl die Verwandtschaft „Schädel" — „Schale", als die Wortsippe Kopf, Kübel, Kufe, Kuppe, Kuppel, Giebel), daß man die Wirksamkeit dieser vermutlich durch den urzeitlichen Gebrauch von Schädeln begründeten Verknüpfung verallgemeinern darf und daß daher die Zurückführung einer Redensart auf sie schließlich auch dann als immerhin zulässig gelten kann, wenn sie gerade in der betreffenden Sprache durch eine entsprechende Wortverwandtschaft nicht vertreten ist. Gegen die Verknüpfung der biblischen Redensart „feurige Kohlen auf ein Haupt sammeln" mit der primitiven Art der Teigerhitzung ist hingegen mit mehr Berechtigung anzuführen, daß der gedankliche Zusammenhang zwischen diesem Teigerhitzen und der in der Bibel offenbar gemeinten Beschämung und Veranlassung zur inneren Einkehr damit noch gar nicht geklärt ist.

Aus dem ff, nach Schema F

Etwas aus dem ff erlernen oder können bedeutet: etwas gründlich erlernen oder können. Man schreibt gewöhnlich: aus dem ff. Bekanntlich ist ff eine vieldeutige Abkürzung: ff ist eine Abkürzung von „folgende" bei Zitierung von Seitenzahlen, von „fortissimo" in der Musik, von „feinst" im kaufmännischen Verkehr. Etwas aus dem ff (sprich: effeff) können, hängt aber vielleicht weder mit fortissimo noch mit feinst zusammen (wie erklärte sich denn sonst das „aus"?), sondern mit den sogenannten Pandekten („Allumfassenden") oder Digesten im Corpus Juris des Justinian. Die Glossatoren des Mittelalters bezeichneten Zitate aus den Pandekten mit dem griechischen Buchstaben pi, der aus zwei aufrechten Strichen und einem Balken darüber besteht; bei schnellem Schreiben gingen die beiden aufrechten Striche über den wagrechten Querbalken hinaus und nun sah das Zeichen so aus, als wären es zwei lateinische „f"; so sei aus dem Mißverständnis laienhafter Leser die Redensart „aus dem ff" entstanden. Die Digesten wurden aber nicht nur mit einem griechischen P, sondern auch mit einem großen lateinischen „D" zitiert, wobei es üblich war, dieses D quer zu durchstreichen. Nach anderer Deutung sei das so durchstrichene lateinische D irrtümlich für „ff" gelesen worden. Nach beiden Erklärungen würde „aus dem ff" ursprünglich also bedeutet haben: aus den Pandekten (Digesten) zitiert, belegt, begründet, daher gründlich, verläßlich, gediegen.

Der Ausdruck „nach Schema F" scheint als Schlagwort bürokratischer

Schablonisierung seit den Neunziger Jahren üblich geworden zu sein dendorf); nach der Mitteilung „eines alten Offiziers“ in der Sprach des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins soll er gegen 1900 von deutschen Militärverwaltung ausgegangen sein. Seit längerer Zeit, mindes seit 1860, war im preußischen Heere ein Muster für Stärkenachweisun (österreichisch: Standesmeldungen) vorgesehen, die den Vorgesetzten Besichtigungen überreicht wurden. Diese Nachweisungen hießen Fro Rapporte und das Muster dazu wegen des Anfangsbuchstaben kurz „Sch F“. Dann wurde der Ausdruck allgemeiner gebraucht für schriftliche r tärische Erledigungen, die zwar nichts mit dem sogenannten Frontrap zu tun hatten, sich aber wie dieser nach einer vorgeschriebenen oder gebürgerten Formel richteten. Aus dem Militärischen ist dann der Ausdr „nach Schema F“ in die allgemeine Umgangssprache gedrungen. Man gleiche auch zur Entstehung des „Amtsschimmels“ aus „simile“ (Erledig nach einem „ähnlichen“ Fall) das Stichwort „Schimmel“ in „Wörter ihre Schicksale“.

Fisimatenten

machen, schreibt Hermann Kurz 1858, „dies ist zwar keine gotische a doch eine ländlich-sittliche Redensart, die man anwendet, wenn jemand ziert“. Wenn ein Franzose vom Sachs-Villatteschen Wörterbuch erfah will, was das deutsche Wort Fisimatenten bedeutet, bekommt er die A kunft: faux-fuyants, d. h. Ausflüchte, Ausreden. Damit ist aber nicht ganze Bedeutungsumfang erfaßt. Fisimatenten machen bedeutet außerd Flausen, Faxen, Zeremonien, viel Geschichten machen. Das Grimms Wörterbuch führt das Wort unter F nicht an, gibt es nur nebenbei „Kunkelfusen“ als Synonym an. In den Mundarten gibt es viele Neb formen von Fisimatenten; z. B. im Schwäbischen Fisimatenke, Fisimat terle, Fislematantes.[1] Glassbrenner schreibt 1836 „mach keene lange F selmatenten“. Für Umständemachen sagt man in der Schweiz[2] auch Fis

---

1) Hier nenne ich auch das ältere wienerische Fisikapaperln, aber auch im Sinne des sogenannten Götzzitates verwendet wurde (Du kan mi fisikapaperln). Nach Pötzl (1892) stammt der Ausdruck vom gelehrttu den Unsinn der Quacksalber auf den alten Jahrmärkten; paperln wäre da eine Umgestaltung von plappern.

2) Das Schweizerische Idiotikon gibt als Synonyme für „Pflanz“ Festitis, Fänzi, Fisimatentes, Faxen, Gravamien, Spargimentes, Stänkereien. Zu den deutschen Volkswörtern, die als Synonyme von „Fisimatenten“ an sehen werden können, gehört auch: Sperenzchen oder Sperantien (w auf mittellateinisch sperantia = Hoffnung zurückgeführt).

rementli, worin sich das Wort Fisimatenten mit irgend einem anderen Worte („Experimente"?) zu kreuzen scheint. Spätmittelhochdeutsche und frühneuhochdeutsche Vorläufer von Fisimatenten sind die Ausdrücke Visepetenten, Visipatenten, Visipotenten; damals war der Sinn Albernheiten, Possen vorherrschend.

Über die sprachliche Herkunft von „Fisimatenten" sind verschiedene Ansichten geäußert worden, die wir zusammenfassend anführen wollen.

An die Spitze stellen wir eine der unsinnigsten, eine Ableitung aus dem Französischen:

1) Im Jahre 1870 in Mainz gefangen gehaltene Offiziere, die sich abends in der Stadt nur mit Urlaubschein frei bewegen durften, hätten auf die Frage deutscher Wachposten nach dem Ausweis, gewöhnlich geantwortet, je visite ma tante, ich besuche meine Tante, daher habe man schließlich faule Ausreden Fisimatenten genannt. Schon der Umstand, daß es sich um einen viel älteren Ausdruck handelt, erledigt von vornherein diese „Deutung".[1]

Nicht minder albern ist

2) der Gedankenblitz von Werthenau: „sollte am Ende Fisimatenten eine Zusammensetzung sein aus: mit Füßen und Händen?"

Daneben gibt es aber auch ernste Versuche, das Wort Fisimatenten aus deutschem Wortstoff zu deuten.

3) O. Weise, der zwar einer andern Erklärung den Vorzug gibt (der von uns an 14., letzter Stelle anzuführenden), hält es immerhin für möglich, daß Fisimatenten zusammengezogen ist aus zwei deutschen Synonymen mit der Bedeutung Narrenpossen. Das erste Wort wäre mittelhochdeutsch fisel = Scherz (dazu neuhochdeutsch faseln), das auch enthalten ist in westmitteldeutsch Fisigunkes (Gunkes in Schwaben und Hessen: dummer Mensch, der pfiffig sein will) und in elsässisch fisinickern = lügen, aufschneiden. Das zweite Wort wäre mittelhochdeutsch tanten = Scherz treiben (althochdeutsch tantaron = geistesverwirrt sein), dazu thüringisch Tenten = albernes Zeug (z. B. Narrententen). Zwischen „Fisel" und „Tente" enthalte Fisimatenten noch die Silbe ma, ein Streckelement wie bei Abrakadabra oder bei mundartlich Alimatenten aus Alimenten.

Aus dem Rotwelsch, der deutschen Gaunersprache, versucht 1899 ein Beitrag in der Zeitschrift „Daheim" das Wort Fisimatenten zu deuten:

4) im Rotwelsch sei Fisel eine Person, mit der der Gauner Durchsteche-

1) Die lächerliche Ableitung von Fisimatenten aus je visite ma tante taucht in etymologischen Plaudereien gewisser Zeitungen immer wieder auf, ebenso die nicht minder albernen und hartnäckigen Ableitungen: Schorlemorle aus toujours l'amour, mutterseelenallein aus moi-tout-seul.

reien treibt; M a t e n n a habe die Bedeutung: Geschenk. Sträflinge suc oft die Personen, mit denen sie während der Haft in Berührung komm zu kleinen pflichtwidrigen Gefälligkeiten zu veranlassen. Nun hab sie kein Geld, daher machen sie oft leere Versprechungen, mit dem H weis auf versteckte Beute usw. (nach O. Weise).

Es folgen nun Deutungen von Fisimatenten aus dem G r i e c h i s c h e

5) Da im Zeitalter der Scholastik, führt H. Schrader aus, wo die me physische Wissenschaft in großem Ansehen stand und die Schriften Aristoteles meta ta physika große Verehrung genossen, die Naturwiss schaften verachtet und sogar als gefährliche Teufelsdinge angesehen wurd konnte die Bezeichnung der letzteren, p h y s i k a m a t h e m a t a, ei bösen Nebenbegriff erhalten, etwa in dem Sinne: lügenhafte Vorstellung Fisimatenten sei die volkstümliche Umgestaltung von physika mathemata.

6) Wesentlich besser begründet ist eine andere Etymologie von Fisi tenten, die eine griechische Wurzel und deren Vermittlung durch das I l i e n i s c h e vorsieht. Im Italienischen bedeutet fisima: Laune, Einf Seltsamkeit, Schrulle (wohin auch fisicare, grübeln, fisicoso, grübleris veraltet fisicaggine, Einbildung gehören). Dieses italienische fisima brac Adolf Tobler (1896 in der Berliner Akademie) mit griechisch physema, Geblasene, die Blase zusammen. Aus dem Begriff der Blase habe sich des Stolzes, des dummen Hochmuts, der „Aufgeblasenheit" entwick daher der Name des Frosches im „Froschmäusekrieg" Physigmatos, Back bläser; physan tas gnathous, die Backen aufblasen (vor Stolz) kommt Demosthenes vor. Das griechische physema = Geblasenes gelangt Fremdwort auch ins Lateinische (so findet sich z. B. bei Plinius die Me zahlform physemata als Bezeichnung für hohle Perlen), und so sei es dem erwähnten italienischen fisima und daraus zum deutschen Fisimaten gekommen. Die eigentliche Bedeutung des letzteren sei demnach: et Hohles, Aufgeblasenes, hohles und darum zweckloses Gerede oder Geba

7) Die Ableitung von deutsch Fisimatenten unmittelbar aus italieni fisima erachtet auch Schuchardt als möglich, doch sieht er in italieni fisima einen Abkömmling von griechisch s o p h i s m a (Ausgeklügel Trugschluß). Auch Kleinpaul denkt an eine Entwicklungsreihe griechis lateinisch sophisma — italienisch sfisma, fisma, fisima — deutsch Fisi tenten.

Gelegentlich sind noch zwei weitere i t a l i e n i s c h e Hypothesen a gestellt worden. Sie sind sehr mangelhaft gestützt.

8) Fisimatenten habe sich aus italienisch v i s t a m e n t e = schnell, h tig entwickelt, welchen Ausdruck das deutsche Volk auf Jahrmärkten a

geschnappt habe, wo er von Gauklern und Taschenspielern bei ihren Vorführungen verwendet worden sei.

9) Fisimatenten habe sich entwickelt aus italienisch vise me attente (sieh mich genau an) `oder avvoisa, ma attento (schau her, aber aufmerksam); auch dies seien Zurufe von Taschenspielern an ihre Helfer.

Mit dieser letztgenannten Deutung haben die Ableitungen aus dem Lateinischen etwas gemeinsam; sie gehen von einem Zeitwort mit der Bedeutung „sehen" aus, nämlich von lateinisch videre (mit der Partizipform visus, -a, -um).

10) Auf visum authenticum, amtlich festgestellte Tatsache, greifen Andresen und in seinem Rotwelschbuch Kluge zurück. Solche Berichte sollen wegen der Langatmigkeit und Formelhaftigkeit der Gerichtssprache als dummes Geschwätz verspottet worden sein.

11) Visum repertum, Befund einer amtlich vorgenommenen Leichenöffnung oder sonstiger ärztlicher Bericht über eine gerichtlich-medizinische Untersuchung, will Leithäuser in „Fisimatenten" erkennen.

12) Sandvoß, Blomfield u. a. denken an visae patentes (literae oder visa patentia = ordnungsgemäß ausgefertigtes Patent, öffentliche Empfehlungsschreiben der Marktschreier, dann verschlechtert: schwindelhafte Empfehlungen ohne Beweiskraft, leere Redensarten). Tatsächlich ist für das 16. Jahrhundert die Form Visipatentes = Albernheit, Possen mehrfach belegt.

13) Eine andere Deutung von Fisimatenten aus lateinischem Sprachstoff, die aber nicht auf den Stamm videre = sehen abzielt, sieht im deutschen Worte eine Umgestaltung von „Superintendent"; diese Deutung bleibt uns alles schuldig, auch die Andeutung der Bedeutungsentwicklung.

Als letzte führen wir die heute vorherrschende Meinung über die Herkunft des Wortes Fisimatenten an:

14) Im Mittelhochdeutschen bedeutet visament (ebenfalls zu lateinisch videre = sehen): Aussehen, Gesicht, Visierung (kunstgerechtes Einteilen und Beschreiben eines Wappens, zu visieren = darstellen). In der Wappenkunde bekommt visament noch die besondere Bedeutung: geheimnisvoller (d. h. undeutbarer, einer klaren Bedeutung entbehrender) Zug, unverständlicher Zierrat („womit man den Leuten auch Sand in die Augen streut", R. Hildebrand). Neben visament kommt schon in mittelhochdeutscher Zeit auch die Form fisiment vor. Die heutige Form Fisimatenten sei eine scherzhaft-spöttische Verdrehung der lateinischen Form, zugleich eine sogenannte Streckform (wie Schlampampe aus Schlampe, volkstümlich Alimatenten aus Alimenten, scherzhaft Monument aus Moment).

Übrigens erscheint, wie O. Weise anführt, in einer alten westfälisch Urkunde Fisimatenten einmal synonym mit Visierung verbunden, was jede falls die Deutung von Fisimatenten aus visament stützt.

Wenn auch diese letzte Deutung — Fisimatenten = visamenta — d vertrauenswürdigste ist, ausgeschlossen ist es doch nicht, daß mehrer Quellen in Frage kommen. So wäre es z. B. durchaus möglich, daß d ursprüngliche Form Fisipatenten war (zu visae patentes, 12) und daß d Wandel des p zu m erst zufolge nachträglicher Anlehnung an visamentu erfolgt ist. Auch gibt es zweifellos unter den anderen Deutungen no die eine oder andere, die nicht als endgültig abgetan gelten darf, z. B. d aus griechisch physema = Geblasenes.

Flanell

als Bezeichnung eines Wollgewebes ist im Deutschen seit dem 18. Jahrhu dert bekannt. Die Schreibweise mit einem n und zwei l spricht für unm telbare Entlehnung aus dem Französischen (la flanelle), denn die englisc Schreibweise ist: flannel. (Bei Lichtenberg kommt allerdings die letzt Schreibweise vor.)

Das Pariser Argot bringt das Wort flanelle offenbar mit dem Ze wort flâner = bummeln in gedankliche Verbindung, denn es gebrau flanelle mit den Bedeutungen: junger, eleganter Mann, verweichlich Geck, eleganter Schmarotzer, Gast, der in einem Lokal keine Zeche mac Etre flanelle de la tête aux pieds = von Kopf bis Fuß geckenhaft se Faire flanelle wird für das Pariser Argot seit 1861 belegt mit der Bed tung: Bordelle besuchen, ohne ein Mädchen in Anspruch zu nehmen. Dal ist im Dirnenargot „c'est de la flanelle" ein verächtlicher Ausdruck „faule Jungens", d. h. für Besucher, die sich das Treiben in den Bord bloß ansehen. Eine familiäre Pariser Wendung ist: avoir l'estomac dou de flanelle, eine gute Suppe gegessen haben.

Französisch flanelle und englisch flannel lassen keltischen Urspru annehmen. Möglicherweise ist flanelle die Verkleinerungsform von altfr zösisch flaine = Wollzeug, aber auch dieses Wort soll keltischer Herku sein und zu gallisch gwlanen (urverwandt mit deutsch „Wolle") gehör Von der gallischen Sprache, deren Geltungsbereich im Altertum von S nien bis nach Kleinasien (Galater!) reichte und die im ersten Jahrhunc n. Chr. verschwand, ohne wesentliche Sprachdenkmäler zu hinterlass leben Spuren nur in einzelnen Wörtern und Eigennamen (besonders O und Flußnamen) anderer Sprachen fort. Manche

gehen allerdings erst auf eine Entlehnung keltischer Begriffe und deren Bezeichnungen durch Vermittlung des Englischen in verhältnismäßig jüngerer Zeit zurück In Großbritannien sind heute noch einzelne keltische Sprachzweige lebendig: aus der irischen (auch als gälisch oder goidelisch bezeichneten) Gruppe das eigentliche Irisch in Irland, das eigentliche Gälisch (oder Schottisch) im schottischen Hochland und auf den benachbarten Inseln und das Manx auf der Insel Man; zum britanischen Sprachzweig zählt das in Wales gesprochene Kymrisch oder Welsch (Walisisch), ferner auf dem Festlande das Bretonische in der Niederbretagne, die Sprache der seit dem 5. Jahrhundert auf der französischen Halbinsel angesiedelten Briten. Von den neukeltischen Sprachen ist es besonders das Gälische oder Schottische, das dem englischen und manchmal dadurch auch dem deutschen Wortschatz begrifflich typische Ausdrücke geliefert hat. Wir nennen die schottische Stammesbezeichnung C l a n (ursprüngliche Bedeutung: Kinder, Nachkommenschaft), die wir besonders auch mit dem Nebensinn Bande, Clique gebrauchen, den Getränkenamen W h i s k y (aus schottisch uisge-beatha, Zusammensetzung aus uisge = Wasser und beatha = Leben, also wörtlich gleichbedeutend mit italienisch acquavite, französisch eau-de-vie, Lebenswasser, d. h. Branntwein), P l a i d = Überwurf, S l o g a n = Schlagwort, Werbespruch im politischen oder geschäftlichen Leben (ursprünglich schottische Bedeutung: Kriegsruf, eine Verschmelzung von sluag = Feind und gairm = Schrei, letzteres enthalten vermutlich auch im Namen der „Germanen", s. weiter unten). Der in Schottland seit Mitte des 15. Jahrhunderts belegte Name des bekannten Rasenspiels G o l f kommt von schottisch gowf = Schlag und ist von Golf-Meerbusen (zu griechisch kolpos, Busen) fernzuhalten. T o r y, die Bezeichnung des Angehörigen der Konservativen Partei, hat im Irischen ursprünglich die Bedeutung: Räuber. Aus dem kymrischen (walisischen) llymru = scharfes Gemisch kommt über englisch flummery die norddeutsche Süßspeisebezeichnung F l a m m e r i (vgl. dieses Stichwort in „Wörter und ihre Schicksale").

B u d g e t, durch den altbewährten englischen Parlamentarismus zur allgemeinen Verbreitung gebracht ist erst nachträglich zur Bedeutung Staatshaushalt gelangt. Die ursprüngliche Bedeutung von englisch budget ist Lederbeutel, Ranzen, Tasche. (Ein ähnlicher Vorgang von Bedeutungsübertragung im Sinnbezirk des Politischen: Portefeuille = Brieftasche = Amtszweig eines Ministers) Englisch budget = Ledertasche geht auf französisch bougette zurück, auf die Verkleinerungsform von bouge = Lederbeutel, Reisesack, und diesem französischen Worte liegt ein lateinisches zugrunde, bulga = Lederbeutel, das nach Festus aus Gallien ins Lateinische kam; belegt ist altirisch bolg = Beutel, Tasche. P i è c e = Stück (im Deutschen als Fremdwort, z. B. eine Musikpièce, italienisch pezza, spanisch pieza, portugiesisch peça) geht ebenso wie spätlateinisch petium auf eine gallische Wurzel petti

zurück, die aus walisisch peth und bretonisch pezz = Stück erschlossen wir Keltischen Ursprungs ist vielleicht auch B i j o u = Schmuck, Kleinod, Juwe Man vermutet Verwandtschaft mit bretonisch bizou, kornwallisch bisou = Ring mit Edelstein, in welchen Wörtern wohl bretonisch biz, walisisc bys = Finger enthalten ist. Auch der Vogelname P i n g u i n ist höchs wahrscheinlich keltischer Herkunft. Man deutet ihn als walisisch pe gwyn = weißer Kopf (gwyn = weiß, pen = Kopf). Zu bemerken ist alle dings, daß jene drolligen Tiere der südlichen Polargegend nicht weiße, so dern schwarzbefiederte Köpfe haben. Dennoch ist die Etymologie Pinguin = Weißkopf nicht unhaltbar. Walisische Seefahrer dürften zuerst den über no dische Meere verbreiteten Riesenalk (Plautus impennis Linn.), den kenne zu lernen sie in Island und Südgrönland Gelegenheit hatten, als Pingui d. h. als Weißkopf benannt haben. Tatsächlich kennzeichnet diesen Vog ein länglich runder weißer Fleck vor und über dem Auge. Mit den in d Familie der Flossentaucher eingeordneten Pinguinen sind die Alken, die zu Familie der Flügeltaucher in der Ordnung der Regenpfeifervögel gehöre gar nicht verwandt, da aber auf den ersten Anblick eine große äußere Äh lichkeit zwischen Pinguinen und Alken, besonders in der Körperhaltung, b merkbar ist, ist nicht zu verwundern, daß der keltische Name der aus de nördlichen Meeren bekannten Alken später auf die ähnlichen Vögel übe tragen wurde, denen man nach der Entdeckung Amerikas in den antarktische Polargegenden begegnete. Daß man die neuentdeckten Vögel als Pinguin wörtlich Weißköpfe, bezeichnete, obschon sie schwarze Köpfe haben, mu nicht verwundern, selbst wenn man annimmt, daß die Übertragung d Namens von den Alken auf die neuen Vögel durch solche Seeleute erfol ist, denen der wörtliche keltische Sinn des Namens noch bewußt war, den schließlich bezeichnen auch wir als Plombe (plumbum, Blei) etwas, das o aus Gold ist, als Gulden etwas, das meistens silbern und nicht gülden ist u. dg Übrigens hat man die Alken und Pinguine anfangs auch für nahverwan gehalten und sie irrtümlich in eine Ordnung (Impennes) zusammengefaß Im Französischen dient dementsprechend das Wort pingouin heute noch s wohl zur Bezeichnung der Pinguine als der Alken. Unbestritten ist die A leitung des Vogelnamens Pinguin (englisch penguin, daneben aber auch d Pflanzenname pinguin = Bromelia Pinguin, Pinguinananas aus den genann ten keltischen Wörtern aber nicht: manche versuchen, das Wort in romanisc Zusammenhänge zu bringen, dem lateinischen Worte pinguis = fett zuzu ordnen.

Zu den international bekannten keltischen Wörtern gehörte vor noch nic langem, d. h. bevor der Name des Ballspiels Lawn-Tennis sich nicht z Tennis vereinfachte, auch L a w n = Rasen. Das Wort geht wohl auf al keltisch landa zurück, das aus bretonisch lann, irisch lann, walisisch llan = umhegtes Gebiet erschlossen wird. Unser „Land" ist mit all diesen Wörter anscheinend urverwandt. Internationaler Bekanntschaft erfreut sich ferner se

einiger Zeit das amerikanische Wort r a c k e t = Gaunerbande, Gangsterbande. Dieses Wort, das in England ursprünglich die Bedeutung Lärm, Tumult, Trubel, übertragen dann lärmende Gesellschaft, Schelmenstreich hatte, ist ebenfalls keltischer, u. zw. gälischer (schottischer) Herkunft. (Mit dem gleichlautenden englischen Wort, das den Tennisschläger bezeichnet, hat es nichts zu schaffen, denn dieses Homonym kommt über französisch raquette von arabisch rahat = Handfläche.)

Kulturhistorisch bemerkenswerter als die verhältnismäßig späten deutschen Entlehnungen keltischen Sprachstoffes aus dem Englischen oder Französischen sind jene deutschen Wörter keltischer Herkunft, die auf die Zeit verweisen, als keltische Völker, besonders gallische Stämme, nicht nur große Teile des heutigen Frankreichs und Italiens, sondern auch der heute deutschen, schweizerischen und österreichischen Gebiete besiedelten. Die Kelten hatten — besonders in ihrer Eigenschaft als Träger der Eisenkultur — nicht nur in kultureller Hinsicht einen erheblichen V o r s p r u n g v o r d e n G e r m a n e n, deren Vorgänger sie auf einem großen Teil des heute deutschen Bodens waren, sondern waren den Germanen eine Zeitlang auch an rechtlicher Organisation und kriegerischen Tugenden überlegen; fuit antea tempus, schreibt Julius Caesar in seinem berühmten Werke über den gallischen Krieg, cum Germanos Galli virtute superarent. Entsprechend der allgemeinen sprachgeschichtlichen Erscheinung, daß das schwächere Volk die Neigung hat, die Eigennamen des herrschenden Volkes zu übernehmen (H. Hirt), werden Spuren der keltischen Glanzzeit hauptsächlich durch E i g e n namen in der deutschen Sprache bewahrt. Wir erwähnen z. B. die deutschen Eigennamen Dagmar, Hadumar, Sigmar aus keltisch Dagomaros, Catumaros, Segomaros (letzteres zu keltisch seg = Kraft), die Gebirgsnamen Alpen, Sudeten, Taunus, die Flußnamen Rhein, Ruhr, Reuß, Sieg, Main, Weser. Unter den Völkernamen ist nicht nur der der H e l v e t i e r keltischer Herkunft, sondern wahrscheinlich sogar der der G e r m a n e n, gedeutet als „Tosende, Brüllende, Rufer im Streit", wozu aus den heutigen keltischen Sprachen die Hauptwörter irisch gairm und kymrisch garm = Schrei gestellt werden. (Vgl. auch oben die Etymologie von „Slogan".) Groß ist die Zahl der deutschen O r t s n a m e n, bei denen keltischer Ursprung sichergestellt oder wahrscheinlich gemacht wurde, besonders auf west- und süddeutschem und auf schweizerischem Boden. In einzelnen deutschen Ortsnamen sind keltische Personennamen enthalten, z. B. Gallus, Sigmar in St. Gallen, Sigmaringen. Der in der Welt verbreitetste Vorname keltischer Herkunft ist wohl A r t h u r (nach dem sagenhaften Britenkönig Artus).

Wenn wir nun nach den Eigennamen die deutschen G a t t u n g s namen keltischer Herkunft ins Auge fassen, fällt uns auf, daß diese hauptsächlich in bestimmten Bedeutungsbezirken vorzufinden sind, die bestimmten kulturellen Einflüssen der Kelten auf die Germanen entsprechen. Wie schon erwähnt, waren die Kelten vor den Germanen die Träger der E i s e n kultur

und dem entspricht die keltische Herkunft der deutschen Wörter Eisen, B
Lot, Mine, Mineral, Ger, Gabel, Harnisch, Degen, Glocke.

Die keltische Wurzel, die zu Eisen (althochdeutsch isarnon) vorausgese wird, dürfte isarnon gelautet haben. Andere Deutungen fassen allerdings e Abhängigkeit von lateinisch aes, aeris = Erz oder von einer illyrischen Wu ins Auge. Blei (das übrigens andererseits vielleicht auch mit „blau" v wandt ist) wird zu altirisch bla = gelb gehalten. Lot = Meßblei, mit ursprünglichen Bedeutung „leicht schmelzbares Metall", gehört anschein zu altirisch luaide = fließen, schmelzen. Mine geht auf mittellateini mina = Erzgrube zurück, auf dessen keltischen Ursprung altirisch mein Metall, Erzader und kymrisch mwyn = Roherz schließen lassen. Demn sind auch die Fremdwörter minieren, konterminieren, Miner Mineralogie in der Hauptsache keltischen Ursprungs.

Auch den mit einer Eisenspitze versehenen Pfeil dürften die Germa von den Kelten übernommen haben, und das Wort Ger — die „alte ger nische Waffe", deren Name im letzten Jahrzehnt durch die Kreuzworträ „Volksgut" geworden ist — wird zu einer keltischen Wurzel gaisa gehal Auch in den Personennamen Gerhart, Gertrud usw. ist die keltis Wurzel enthalten. Von gallisch gabala = gegabelter eiserner Wurfsp (altirisch gabul, kymrisch gafl, bretonisch gavl = gegabelter Ast, Gabel der Schenkel) kommt unser Gabel.

Harnisch (mittelhochdeutsch harnasch) hängt vermutlich mit haiarn zusammen, das im Kymrischen, in der keltischen Sprache von Wales, die deutung Eisengerät hat. Die Waffenbezeichnung Degen taucht erst 15. Jahrhundert in Deutschland auf. Dieses Wort ist nicht zu verwech mit dem von Lessing und anderen Klassikern neubelebten und daher poeti wirkenden Worte Degen = Held, Kriegsmann, dem das althochdeuts thegan = Mann vorangeht und das zur indogermanischen Wurzel t tok- = erzeugen gehört, woher auch griechisch teknon = Kind. Die da fernzuhaltende Waffenbezeichnung Degen ist hingegen keltischer Herku sie geht über französisch dague = langer Dolch und schottisch-mittellateini dagua auf gälisch dag = Dolch zurück, woher auch englisch dagger, däni daggert = kurzes Schwert. (Eine andere Deutung sieht allerdings in De einen Abkömmling von lateinisch daca = dakisch, nämlich: dakisches Mess Glocke ist irischen Ursprungs. Irische Missionäre brachten das Wort zu den Deutschen, bei denen es im 8. Jahrhundert (althochdeutsch gloc auftaucht. Auch das gleichbedeutende vulgärlateinische clocca (woraus fr zösisch cloche und englisch clock = Uhr) ist des gleichen keltischen Urspru

Aus der „staatsrechtlichen Überlegenheit, die die Kelten einst über Germanen bewährt haben" (Kluge-Götze) erklärt sich die keltische Herku der deutschen Wörter Reich (sowohl des Hauptwortes als des Eigenscha wortes), Amt, Eid, Held, Geisel, Vasall, Erbe.

Reich (mittelhochdeutsch riche, althochdeutsch rihhi, gotisch reiki,

nordisch riki) = Herrschaft, Obrigkeit und die sonstigen Angehörigen dieser germanischen Wortsippe gehen auf frühzeitige Entlehnung aus dem Keltischen zurück. Das keltische rig = König ist übrigens urverwandt mit lateinisch rex, regis, altindisch rajan (neuindisch Radscha, dazu Maharadscha, wörtlich Großradscha) und auch mit der deutschen Wortsippe Recht, rechts, richten, Richtung, Richter, Bericht usw. Auch das deutsche Eigenschaftswort reich = vermögend geht — ebenso wie gleichbedeutend italienisch ricco, französisch riche usw. — auf die genannte keltische Wurzel zurück. Die ursprüngliche Bedeutung von reich ist auch nicht vermögend, sondern: königlich, mächtig. Die keltische Wurzel ist auch enthalten im Namen Richard und in der Endsilbe der Namen Vercingetorix, Theodorich, Alberich, Alarich, Ulrich, Dietrich, Helferich, Heinrich, Friedrich usw.

Amt hat zum Vorgänger das althochdeutsche Wort ambahts = Dienst, Amt, Beruf, Gottesdienst (gleichbedeutend ist das gotische ambahti). Dazu gehört auch althochdeutsch ambakt (gotisch andbahts) = Diener. Die Erkenntnis, daß dieses germanische Wort keltischer Herkunft ist, verdanken wir Cäsar, dessen Schrift über den gallischen Krieg uns das gallische Wort ambactus = Dienstmann übermittelt. Es enthält allem Anschein nach die keltische Vorsilbe amb = um. Aus derselben keltischen Wurzel leitet sich übrigens auch das mittellateinische ambactia = Dienstauftrag ab, das u. a. zu den aus dem internationalen diplomatischen Verkehr allgemein bekannten französischen Wörtern ambassade, ambassadeur (Gesandtschaft, Gesandter) führt. Auch im holländischen ambacht = Amt, Handwerk ist viel von der alten keltischen Lautfolge erhalten geblieben.

Eid (gotisch aiths) wird mit dem gleichbedeutenden altirischen oeth in Verbindung gebracht. Es scheint, daß die Germanen die Einrichtung der bedingten Selbstverfluchung von ihren keltischen Nachbarn übernommen haben.

Held (mittelhochdeutsch helt) ist im Althochdeutschen nicht vertreten. Das Wort wird mit altsächsisch haeleth und altnordisch halr = Mann in Verbindung gebracht und für die ganze Sippe wird keltischer Ursprung angenommen, wofür das irische Wort calath und das bretonische calet = hart zu sprechen scheinen.

Geisel (althochdeutsch gisal) = Kriegsgefangener, Leibbürge wird mit altirisch giall, kymrisch gwystl in Verbindung gebracht, wozu eine keltische Wurzel geslo vorausgesetzt wird. Demzufolge wären auch die deutschen Personennamen Geiselher, Giselher, Gisela, Gilbert, Gellert, Giesebrecht mittelbar keltischer Herkunft (vielleicht auch Gessler, wenn nicht zu „Gasse" gehörig).

Vasall geht ebenso wie vulgärlateinisch vasallus, mittellateinisch vassus auf eine keltische Wurzel zurück, und zwar wird aus altbretonisch uuas, altirisch foss, bretonisch gwaz, walisisch gwas — alle mit der Bedeutung: Jüngling, Diener — auf ein frühkeltisches Wort wassos = Diener geschlossen. Zu dieser keltischen Sippe gehört auch französisch valet = Diener (auch:

Bube im Kartenspiel); die altfranzösische Form des Wortes — va
(vasalet) — läßt leicht erkennen, daß es sich um eine Verkleinerungsfo
von „vasal“ handelt.

E r b e (gotisch arbi) wird zu altirisch orbi = der Erbe gehalten. E
Urverwandtschaft mit griechisch orphanos, lateinisch orbus = beraubt, v
waist wird vermutet.

Weitere deutsche Wörter, die von unmittelbarem oder durch romanis
Vermittlung erfolgtem kulturellem Einfluß der Kelten auf die Germa
zeugen, sind:

Z a u n (althochdeutsch zun, altnordisch tun) geht, ebenso wie engli
town = Stadt, d. i. umzäunte Stätte, auf die in vielen Ortsnamen erhal
gebliebene keltische Wurzel dunos = Burg, befestigte Stadt zurück.

T o n n e ist ein Wort gallischen Ursprungs, das im Irischen (tunna) n
belegbar ist. Aus altirisch tonn = Fell, Lederbeutel, in übertragenem Si
Weinschlauch, Weinbehälter, entstand mittellateinisch tunna = Faß, wor
französisch tonne, tonneau und andere romanische, sowie auch die germanisc
Abkömmlinge zu erklären sind. Das französische tonne führt zur Verklei
rungsform tonnelle = Gewölbe, das im 18. Jahrhundert nach England entle
(tunnel) die Bedeutung unterirdischer Durchgang bekommt, von dort spä
nach Deutschland gelangt, so daß auch unser T u n n e l zu den deutsc
Wörtern keltischen Ursprungs zu zählen ist.

M e r g e l (althochdeutsch mergil) geht über mittellateinisch margila
lateinisch marga zurück, das nach Plinius gallischer Herkunft ist.

M a n t e l (altdeutsch mantal, mandal) kommt — ebenso wie italieni
mantello, französisch manteau — von lateinisch mantum, bezw. dessen sc
bei Plautus belegter Verkleinerung mantellum. Das lateinische mantum ist a
offenbar keltischen Ursprungs; die Römer dürften das Wort in Hispanien e
lehnt haben.

K a i = gemauerter Uferdamm geht, ebenso wie niederländisch kaai, e
lisch quay, dänisch kai, schwedisch kaj auf französisch quai zurück, für
keltischer Ursprung angenommen wird; altirisch cai = Straße, Weg.
dieser Wortsippe gehört möglicherweise auch der Name der Chauken (la
nisch Chauci oder Cajici), der Bewohner des friesischen Inselgürtels,
gleichsam eines Dammes, eines Kais längs der Nordsee.

Der Fischnamen S a l m (althochdeutsch salmo) geht zunächst auf lateini
salmo zurück (wozu auch englisch salmon, französisch saumon), das lateinis
Wort dürfte aber keltischen Ursprungs sein, entsprechend dem Umstande,
die Römer diesem Fisch zuerst in dem keltischen Rheingebiet begegneten.

G a u l dürfte ebenso wie vulgärlateinisch caballus = Pferd (woher fr
zösisch cheval und die anderen romanischen Namen des Pferdes und fer
unsere Fremdwörter K a v a l l e r i e, c h e v a l e r e s k usw.) auf eine ga
sche Wurzel zurückgehen. Keltischen Ursprungs ist wohl auch eine and

Bezeichnung des Pferdes, das in Marschall (eigentlich „Mährenschalk") enthaltene Wort

Mähre (althochdeutsch marah), das ursprünglich keine herabsetzende Bedeutung gehabt hat. Das gallische Wort marka wird von Pausanias überliefert (belegt ist ferner altirisch marc, kymrisch march = Pferd).

Pferd kommt zunächst von paraveredus = Postbeipferd, in welchem mittellateinischen Worte para die griechische Präposition, veredus aber keltisch ist. Im keltischen Worte veredos = Pferd ist die Vorsilbe ve = unten, am zu erkennen, die wörtliche Bedeutung von veredos ist: das zum Wagen gehörende, am Wagen gehende (altgallisch reda = Reisewagen). Zeugnis dafür, daß die Germanen den Gebrauch des Fahrzeugs auf Rädern von den Kelten lernten, scheint auch das Wort

Karren (althochdeutsch karro oder karra) abzulegen. Das germanische Wort taucht zu Beginn der christlichen Zeitrechnung im Raum von Köln und Trier auf, also in Gebieten, die an damals keltische grenzten. Auch im Lateinischen ist carrus = vierrädriger Wagen eine Bereicherung aus Gallien. Aus der vorauszusetzenden keltischen Wurzel karr sind nicht nur die weiteren Fahrzeugbezeichnungen Karrete, Karosse abzuleiten (s. das Stichwort „Kutsche" in „Wörter und ihre Schicksale"), sondern noch eine Reihe anderer Fremdwörter. Auf der keltischen Wurzel karr fußt nämlich auch das spätlateinische Zeitwort carricare = laden, beladen, belasten, woraus nicht nur Karikatur kommt (italienisch caricatura, eigentlich das Überladene, Überbelastete, d. h. Übertriebene), sondern auch die Zeitwörter französisch charger, englisch charge, woraus unser Fremdwort Charge, mit seinen vielen Bedeutungen, Weiterbildungen und Zusammensetzungen (Chargenbezeichnung, Chargendarsteller usw.) entsteht. Zu dieser Sippe gehört auch spanisch Cargo = Fracht, besonders bekannt durch ein internationales Fachwort der Schiffahrt: Superkargo = Aufseher über die Ladung.

Der Name der Walh (Volcae), eines großen keltischen Volksstammes lebt nicht nur in Landesnamen wie Wales und Cornwall fort, sondern auch im deutschen Eigenschaftswort welsch (althochdeutsch walhisc), dessen Bedeutung zuerst auf alle keltischen Völker ausgedehnt wurde, um dann auf die romanischen Völker übertragen zu werden und auch den Nebensinn „unverständlich Sprechende" zu bekommen (daher die Zusammensetzungen Kauderwelsch, Rotwelsch). Zu „welsch", bezw. zum Namen der keltischen Volcae gehört auch Walnuß (spätlateinisch nux gallica, da sie ursprünglich besonders in Gallien gepflanzt wurde). Mit dem keltischen Völkernamen Walh hängt wahrscheinlich auch die altslawische Wurzel vlach zusammen, das zu dem bekannten Völkernamen Walachen führt. Wallach hat im Deutschen auch die Bedeutung verschnittenes Pferd, weil verschnittene Hengste nach Mitteleuropa aus Rumänien kamen (oder aus Ungarn, daher französisch hongre = verschnittener Hengst). Der Name der Wel-

schen steckt auch in G a l o p p, wenn die Deutung dieses Wortes als w
hlaup = welscher Lauf richtig ist.

Von den — unmittelbaren oder mittelbaren — Entlehnungen aus dem
tischen sind wohl zu unterscheiden die g e r m a n i s c h - k e l t i s c
G l e i c h u n g e n, d. h. die Fälle, wo — ohne daß eine Entlehnung in
einen oder der anderen Richtung vorläge — einfach auf Grund der indo
manischen Urverwandtschaft die gleiche Wurzel sowohl in einer oder me
ren germanischen, als auch in einer oder mehreren keltischen Sprachen
treten ist, nicht aber auch in einer Sprache, die irgend einer anderen Gr
der indogermanischen Sprachfamilie (z. B. der indoiranischen, der gri
schen, der slawischen, der italo-romanischen usw.) angehört. So entsp
dem deutschen Apfel im Irischen aball oder uball, dem deutschen Beut
Irischen buaid = Sieg, dem deutschen Latte im Irischen slat = Rute,
deutschen Wert im Kymrischen gwerth = Preis, dem deutschen Dorf k
risch tref = Stadt, altbretonisch treb = Wohnung (enthalten u. a. in
Ortsnamen Arras und Artois, daher auch in „artesischer Brunnen"), dem c
schen Streifen das gleichbedeutende irische sriab. Es gibt nahezu hundert
cher germanisch-keltischer Gleichungen. Da das Keltische innerhalb der i
germanischen Sprachfamilie dem Italischen am nächsten steht, ist die An
der romanisch-keltischen Gleichungen größer.

Fratze, Fratz

Die häufigste Verwendung für Fratze ist heute: verzerrtes Gesicht, r
lich aus Mißmut, Ekel, Entsetzen oder einer beabsichtigten komischen
kung zuliebe verzerrtes Gesicht. Du sollst keine Fratzen schneiden, erm
die Mutter das Kind. Man gebraucht aber Fratze auch in dem Sinne: h
ches (d. h. nicht vorübergehend, sondern ständig häßliches) Gesicht. D
„Fratze" wird somit ein Synonym der verächtlichen Bezeichnung F
(österreichisch Gfriß, schweizerisch Gfräß), an das es auch äußerlich
klingt, — höchstwahrscheinlich ohne etymologisch verwandt zu sein,
„Fresse" kommt von fressen = ver-essen, d. h. essend aufzehren
bedeutet zunächst Maul und wird erst in übertragenem, erweitertem S
verächtlich für das ganze Gesicht gebraucht.

In übertragenem Sinne ist eine Fratze auch eine abgeschmackte Geb
eine tolle Handlung, ein närrisches Verhalten usw. „Bis zur Fratze g
gertes Verhalten", heißt es bei Schiller. Noch mehr ins Geistige, Abst
übertragen, gebraucht Kant das Wort Fratze: „Der Verstand ist grüble
und gerät auf Fratzen" — „Unnatürliche Dinge, insofern das Erha
drinnen gemeint ist, ob es gleich wenig oder gar nicht angetroffen
sind Fratzen."

Vom Zerrgesicht kann die Bezeichnung Fratze auch auf seinen Träger, den ganzen Menschen übertragen werden.

Für diese letztere Bedeutung hat sich aber in stärkerem Maße die Form „der Fratz" eingebürgert und ein eigenes Wortdasein erlangt, was auch zu einer Abwandlung und Abschwächung der Bedeutung geführt hat. Neben dem Scheltwortcharakter „der Fratz" = Geck, Narr, Laffe (auch bedauernd: armer Fratz) herrscht jetzt die Bedeutung „unartiges (oder besonders kindisches) Kind" vor und auch diese milde Schelte neigt dazu ins Zärtliche umzuschlagen; den „süßen Fratz" reimt z. B. die leichte Muse gerne auf „Schatz".

Aus Fratze und Fratz ergeben sich mehrere Ableitungen, wie fratzig, fratzenhaft und Zusammensetzungen, wie Fratzenbild, Fratzenstück, Fratzenwesen usw. E. Boucke, R. M. Meyer und P. Fischer, die sich mit dem Wortschatz G o e t h e s beschäftigen, heben des Dichters Vorliebe für das Wort Fratze und seine Abkömmlinge hervor und auch das Grimmsche Wörterbuch belegt diese Erscheinung. Fratze ist bei Goethe ein gefühlsbetontes Wort mit negativem Vorzeichen. Boucke spricht von der Abneigung Goethes gegen alles Parodierende und Karikierende, weil er nichts „Förderndes", sondern nur etwas „Verneinendes" darin sah. Wegwerfend spricht Goethe vom Fratzenhaften der Menge, von der Gabe, alles zu verfratzen, den Mönch Savonarola nennt er ein fratzenhaftes, phantastisches Ungeheuer und an Schiller schreibt er: „daß doch einem sonst so vorzüglichen Menschen immer etwas Fratzenhaftes ankleben muß." In dieser letzten Stelle, die sich übrigens auf Fichte bezieht, bedeutet „Fratzenhaftes" wohl: Unwahres, Verlogenes, Affektiertes. In Goethes Satze „wir sehen hier einen kleinen deutschen Hof gerade nicht fratzenhaft, doch von einer unerfreulichen Seite geschildert" entspricht „fratzenhaft" dem Fremdworte „karikiert". Ebenso gebraucht Goethe, wie übrigens auch Jean Paul, Fratzenbild für Karikatur: „Alle solche Fratzenbilder drücken sich unauslöschlich ein." Fratzensprung gebraucht Goethe im Sinne von Kapriole: „Wohl so ein französischer Fratzensprung, vor dem sich diese lebhafte Nation in den ernstesten Geschäften nicht immer hüten kann." Possen des modernen Theaters als Gegensatz zu „den heiteren Stücken der Alten" bezeichnet Goethe als Fratzenstücke. Für „fratzenhaft" bei Goethe noch drei Beispiele: „Es gibt nichts Gemeines, was fratzenhaft ausgedrückt, nicht humoristisch aussähe" — „Jede fratzenhafte Verzerrung, wodurch sich dünkelhafte Menschen mit eigener Sinnesweise an dem Gegenstand versündigen" — „Hier soll meist das Fratzenhafte, das ein düst'rer Wahnsinn schaffte, für das Allerhöchste gelten." Für Goethes heidnisch-hellenisches Fühlen und Denken war

„Fratzenwesen" vielfach gleichbedeutend mit dem Mittelalterlich-Chri chen, mit der Gotik; er schreibt einmal von dem „unversöhnlichen gegen das Pfafftum, entsprungen aus der Betrachtung des rohen, schmacklosen, geistverderblichen Fratzenwesens, welches die Mönche Deutschland an manchen Orten zu treiben pflegten".

Die Gedankenverbindung Gotik-Fratzenwesen leitet uns zu einer der mologien des Wortes Fratze hinüber. Einzelne Sprachforscher nehmen die ursprüngliche Bedeutung von Fratze liege auf dem Gebiete der kunst. Der Ausdruck steht nach Lee M. Hollander und K. Bergmann der Holzschnitzerei in Verbindung, die besonders beim Hausbau übt wurde und eine Lieblingskunst der Germanen war. Die Fratzen s ursprünglich Verzierungen gewesen, die in das Holz geschnitzt wurden. solche Verzierungen waren besonders Grimassen schneidende Gesichter phantastischen oder komischen menschlichen oder tierischen Zügen bel so daß dann das Wort zur heutigen Bedeutung gelangen konnte. (D Gesichter, Grimassen, Fratzen „schneiden"?) Bergmann vermutet, Fratze zu altsächsisch fratah und angelsächsisch fretan = fressen geh es läge also eine Anspielung auf die mit einem „fressenden, nagenden, ßenden" Werkzeug herausgeschnittenen Figuren vor und demnach bestü doch eine etymologische Beziehung zwischen der Fratze und der Fresse.

Wesentlich verläßlicher erscheint aber die von Kluge-Götze vertretene leitung. Vom lateinischen Zeitwort virere = grünen kommt (über ein mutetes spätlateinisches virasca = grünender Zweig), italienisch und nisch frasca = Laubast, im Italienischen besonders auch jener grüne Zw der als Schankzeichen für Wirtshäuser verwendet wird. Mehrzahl frasche gelangt zur Bedeutung: ausgelassenes Wirtshaustreil Schabernack, Possen. Daß unser deutsches Wort im Alt- und Mittelh deutschen fehlt, spricht für seine Entlehnung aus dem Italienischen. Lut der das Wort frasche wohl in Italien kennen lernte, gebraucht seit 1 Fratzen im Sinne von Possen, albernes Gerede. Daraus entsteht in der er Hälfte des 18. Jahrhunderts „Fratzengesicht", und das Wort Fratze in neueren Bedeutung „verzerrtes Gesicht" ist gleichsam nur eine Kurzf für Fratzengesicht. Auf das italienische frasca gründet sich übrigens ver lich auch französisch frasque; es bedeutet sowohl Schabernack, als — es scheint, mit einer weiteren Übertragung und auch unter Quereinfluß frater — auch Laienbruder.

Das Grimmsche Wörterbuch bemerkt zu Fratze, man könnte an fat Fatzbube, Fatzmann mit eingeschobenem r denken, doch ist diese Ver

dung, die auf eine Verwandtschaft zwischen Fratze einerseits und Fatzke, Faxen andererseits hinausläuft, kaum zu stützen.

Wenig spricht auch für die Ansicht des bekannten Orientalisten Enno Littmann, das Wort stamme am ehesten aus dem jüdisch-aramäischen Worte partzef, das als Schimpfwort für ein häßliches Gesicht gebraucht wird; partzef, aramäisch parsof dürfte übrigens selbst indogermanischer Herkunft sein, nämlich von griechisch prosopon = Person, Maske, Rollenfach für Schauspieler herkommen.

Gamin

Das französische Wort gamin = Straßenjunge (im weiteren Sinne dann Bursche, z. B. Hilfsarbeiter der Maurer, auch mit der Bedeutung Schelm, Wildfang, daher auch für Mädchen gebräuchlich) ist auch im Deutschen als Fremdwort bekannt, wenngleich sein Gebrauch in der Nachkriegszeit stark abgenommen hat; früher sprach man auch im Deutschen häufig von einem gaminhaften Wesen, vom Gamintyp einer Operettenschauspielerin, u. s. w.

Im Französischen selbst ist das Wort gamin noch keine zwei Jahrhunderte alt. Allgemeiner wurde es in der Mitte des 19. Jahrhunderts, als die großen französischen Erzähler den niederen Bevölkerungsschichten von Paris erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden begannen[1]. Eine klassische Verkörperung des Gamintyps stellt der Straßenjunge Gavroche in Victor Hugos „Elenden" (1862) dar. Hugo — von dem auch der Ausspruch stammt: la gaminerie est une nuance de l'esprit gaulois — gibt in diesem Roman auch eine allgemeine Charakterisierung des Pariser Gamins: „Er hat kein Hemd auf dem Leibe, keine Schuhe an den Füßen, sein Haupt hat keine Bedeckung, er gleicht den Fliegen in der Luft, die auch nichts von all dem haben. Er ist sieben bis dreizehn Jahre alt, tritt das Pflaster, treibt sich in Schwärmen herum, nächtigt unter freiem Himmel, . . . steckt sich eine Pfeife an, flucht wie ein Verdammter, taucht in Schenken auf; er kennt die Diebe, duzt die Mädchen der Straße, spricht Argot, singt zotige Lieder und hat nichts Böses im Herzen." Und Alfred Delvau (dem übrigens auch ein Wörterbuch des Argots, der „grünen Sprache", zu verdanken ist) schreibt in „Journée d'un gamin": „Das ist der Gamin von Paris, ein Kind der

---

1) Im Juni des Revolutionsjahres 1848 erschien in Paris, herausgegeben von Fouyon, eine in urwüchsiger Volkssprache geschriebene Zeitung, die sich „Gamin de Paris" nannte. Sie lebte nur drei Wochen, aber noch im gleichen Jahre wurde eine zweite revolutionäre Zeitung dieses Namens gegründet.

Öffentlichkeit, ein Produkt aus Dreck und Granit; ein Mistbeet, aus dess Dünger Heroismus sprießt, ein wandelndes Krankenhaus aller sittlichen G bresten der Menschheit. Er ist häßlich wie Quasimodo, grausam wie D mitian, geistreich wie Voltaire, zynisch wie Diogenes, tapfer wie Jean-Ba atheistisch wie Lalande, — ein Ungeheuer."

Der Etymologie ist das Wort gamin eine harte Nuß. Es stehen verschi dene Hypothesen zur Wahl.

a) Gegen einen Zusammenhang von gamin mit gambe, jambe = Bei Unterschenkel (zu lateinisch gamba) — der allerdings nicht belegbar ist - wäre in rein bedeutungswissenschaftlicher Hinsicht nichts einzuwenden; d ursprüngliche Bedeutung von gamin wäre demnach: einer, der immer a den Beinen ist, auf den Straßen herumläuft. (In ähnlicher Weise hat m ja auch versucht, „gigolo" auf gigue = Schenkel zurückzuführen.)

b) Scheler deutet die Möglichkeit einer Verwandtschaft mit englis game = Spiel, Scherz, Belustigung an oder

c) die einer Verwandtschaft mit pikardisch galmin, in welchem Wo man das germanische gal = gellen, singen (enthalten in „Nachtigall") : erkennen glaubt; zu dieser Deutung vergl. man das deutsche „Gassenhauer das ursprünglich einen Gassentreter, einen Pflastertreter (also gleichsa einen „gamin") und dann erst dessen Tänze und Lieder bezeichnete (ver das Stichwort „Straße" in „Wörter und ihre Schicksale").

d) Timmermans sieht in gamin die französische Entsprechung von sp nisch gamonito = kleiner Baumsprößling (Verkleinerung von gamo).

e) Den stärksten Anklang findet heute die (u. a. von Littré und Mey Lübke vertretene) Auffassung, das französische gamin komme vom deutsch „Gemeiner". Die deutsche Bezeichnung für den Soldaten ohne Charge grad soll während der Kriege des 18. Jahrhunderts, besonders während d Siebenjährigen, in das französische Volk gedrungen sein. Ein Beleg aus de 18. Jahrhundert spricht tatsächlich von un caporal et quatre g mins, wobei jener Korporal gewiß nicht vier Straßenjungen befehli hat. In diesem Zusammenhang sei auch daran erinnert, daß französis gamin auch die Bedeutung hat: Hilfsbursche eines Maurers (also gleichsa der „Gemeine" des Maurerstandes). Sainéan meint, der Ableitung v gamin aus dem deutschen Gemeiner widerspreche alles: die Form, die B deutung, die Geographie. Er vertritt

f) die Auffassung, daß es sich um einen rein französischen, munda lichen Ausdruck handle: in der Landschaft Berry sei gamin ein alter Volk ausdruck mit der Bedeutung Knabe, Bursche und er hänge zusammen m

dem dortigen Zeitwort gamer = mausen, stibitzen (il a gamé des fruits, il m'a gamé vingt sous).

Wenn es richtig ist, daß „gamin" von „Gemeiner" kommt, und das meiste spricht jedenfalls für diese Deutung, so liegt der sonderbare Fall vor, daß ein typisches Pariser Wort für eine typische Pariser Erscheinung deutschen Ursprungs ist. Das wäre aber keine vereinzelte Erscheinung,

deutsche Wörter im Pariser Argot

sind keine Seltenheiten. Gemeint sind natürlich hier nicht Wörter des allgemeinen französischen Wortschatzes, die deutschen Ursprungs sind, z. B. die Entlehnungen aus dem Altdeutschen im 5. bis 10. Jahrhundert, in der Franken-, Merowinger- und Karolingerzeit, wie émail zu smelzi, Schmelz, maréchal zu marahscalk, Mähren-Schalk, d. h. Pferdeaufseher usw., oder die späteren allgemeinen Entlehnungen wie trinquer = beim Trinken anstoßen, bransqueter = brandschatzen, maquereau (= Zuhälter) aus deutsch »Makler«, le vasistas = Guckfenster (aus dem man prüfend hinauslugen kann: »was ist das?«, in übertragenem Sinne auch für Monokel und für Afteröffnung gebräuchlich), noch die in der Sprache der gebildeten Franzosen üblichen Bezeichnungen für deutsche Begriffe (wie le kaiser, le krach, l'ersatz, le fuhrer), sondern auf deutsche Wörter zurückgehende Sonderausdrücke der niederen Pariser Umgangssprache.

Vache (meistens in der Mehrzahl gebraucht: les vaches) ist in Paris bei Apachen und Dieben, Dirnen und Zuhältern die verbreitetste Schelte für Polizisten und Gefängnisaufseher. »Mort aux Vaches!« (Tod den Vaches!) ist gleichsam der Wappenspruch der Pariser Unterwelt, hat auch eine feststehende Abkürzung: M. A. V., welche drei Buchstaben die Gefängnisverwaltungen immer wieder von den Wänden der Zellen wegwaschen und wegkratzen lassen müssen. Hue, les vaches! beginnen die Sträflinge im Chor zu schreien, wenn die Wut auf die Wächter sie übermannt, und in der Freiheit lautet so der Alarmruf, wenn eine Polizeistreife im Anzug ist. Auch die französische Hochsprache hat ein Wort vache (von lateinisch vacca) und bezeichnet damit die Kuh. Daß Zuhälter die Mädchen als ihre Kühe oder noch deutlicher als ihre Milchkühe (vaches à lait) bezeichnen, kann man verstehen, überhaupt den Gebrauch von vache als Schelte für weibliche Wesen. Aber wie kommen Polizisten und Gefängnisaufseher dazu, als »Kühe« beschimpft zu werden? Die Erklärung ist, daß dieses Argotwort vache mit dem allgemeinen französischen vache = Kuh nur die heutige Lautform gemeinsam hat, nicht aber die etymologische Herkunft. Vache = Polizist, Gefängniswächter kommt von deutsch Wache. Die Vermittlung ins Französische kann besorgt worden sein: durch die Gaunerwelt, die stets reichlich über die Grenzen gehende Beziehungen hatte, oder durch die Bevölkerung von Elsaß und Lothringen, die wiederholt die Reichszugehörigkeit gewech-

selt hatte, oder durch die vielen Kriege, die wiederholt französische Trupp auf deutsches Gebiet und deutsche Truppen auf französisches Gebiet führte Entsprechend der Bedeutung von deutsch »Wache« bezog sich auch das P riser Schimpfwort zunächst nur auf die Gefängniswächter, dann erst auf d Polizisten.

Von deutsch »Wache« kommt noch ein anderer Ausdruck des Paris Argots, einer, der besonders der Gaunersprache angehört. Faire le gaf für »Schmiere stehen« kommt schon 1827, in den Aufzeichnungen des P lizeichefs Vidocq, dieses argotkundigen ehemaligen Galeerensträflings, v Gafe, gafeur, gafre ist nicht nur die Wache für fremdes Eigentum, sonde auch der Schmiere stehende Helfer der Einbrecher. In mittelfranzösisch Mundarten kommt gaffe im Sinne von Gerichtsvollzieher vor. Die U wandlung des deutschen Wortes Wache zu gaffe (germanisches »w« wird Französischen »g«, wie in den Fällen Warte-garde, Wirre-guerre usw.) schei sich zuerst in der französischen Soldatensprache vollzogen zu haben, prendre le gaffe eine stehende Redensart ist mit der Bedeutung: auf Wac ziehen.

Schloffer oder aller au schloff gebraucht das Pariser Argot fi schlafen gehen. Bei Zola kommt vor: je suis allé schloffer un brin, ich gi ein »Stückchen« schlafen. Auch in der Pikardie heißt es: aller à chelofe. U schwer ist in diesen Ausdrücken das deutsche schlafen zu erkenn Sainéan meint, die Deutschen hätten das Wort 1815 anläßlich der Nied werfung Napoleons nach Frankreich eingeschleppt; nach Chautard ist die Argotausdruck jüngerer Herkunft, Flüchtlinge aus Elsaß und Lothringen h ten ihn nach dem Kriege von 1870-71 in den Pariser Stadtteil La Ville eingeführt.

Être chtourbe bedeutet im Pariser Argot: keinen Sou haben, chto bard ist ein Pechvogel. In der Mundart der burgundischen Landschaft das Morvan-Gebirge kommt chtourber = sterben vor und man darf verm ten, daß auch das pariserische chtourbe von deutsch sterben, von des Partizip »gestorben« kommt. (Allerdings wird von anderer Seite auch Ableitung von altfranzösisch destourber = stören oder von provenzali estourbir = totschlagen vertreten. Hier fällt mir übrigens eine gewisse deutungsgeschichtliche Parallele auf: wienerisch stier = geldlos von a stieren, aufstöbern, aufstochern einerseits, s. S. 179, und andererseits pa serisch chtourbe = geldlos, eventuell von destourber = stören.)

Quenôpe oder quenôfe = Pfeife kommt wohl von »Knopf« o »Knauf« (welche deutsche Wörter selbst untereinander auch verwandt si und gelangt entweder durch holländisch-flämische oder durch westschwei rische Vermittlung ins Pariser Argot. Es liegt dabei Bedeutungsübertragu vom Teil aufs Ganze vor: vom Pfeifenkopf (den übrigens früher manchr einen Kopf darstellende Schnitzereien zierten) auf die ganze Pfeife. Mö

cherweise geht sogar das Pariser Argotwort nicht von »Knopf« oder »Knauf«, sondern von »Kopf« (Pfeifenkopf) aus. Gaston Esnault ließ sich auch berichten, daß in französischen Radfahrerkreisen zu Beginn unseres Jahrhunderts eine in der Schweiz aus Wurzelholz hergestellte Pfeife beliebt war, die die Fabriksmarke »Knopp« trug.

Faire chibis = desertieren, aus dem Gefängnis entweichen, auskneifen, sich von einer Arbeit, einem Dienst drücken, hängt anscheinend mit den deutschen Wörtern schieben, Schiebung, Schieber zusammen; vermittelt haben anscheinend die holländischen Ausdrücke schiebus gaan, schepes gaan = sich davonmachen.

Ohne nähere Angaben führt Chautards Argotbuch faire les schladros als seit 1882 belegt an. »Schladros machen« hat die Bedeutung, einen nächtlichen Überfall machen und soll aus deutsch Schlag drauf verderbt sein.

Vom deutschen Worte Schnauze kommt der Argotausdruck schnesse = Gesicht und vielleicht auch schnoutse = Betrunkener, faire les schnoutses = Betrunkene bestehlen. Für den Diebstahl an Betrunkenen hat das Argot auch die Fachausdrücke: faire les kneipes (Aristide Bruant schrieb: faire au knep), aller chercher kneipe, faire la chasse aux kneipes. Daß dieses kneipe = Betrunkener von deutsch Kneipe kommt, ist ziemlich einleuchtend. Von deutsch Schoppen kommen vermutlich die familiären Pariser Ausdrücke chopine = Wein, chopiner = Wein trinken. Daß in romanischen Sprachen verhältnismäßig viele Volksausdrücke, die sich auf Trinken, Fluchen, Plündern beziehen, deutscher Herkunft sind, hängt hauptsächlich mit den einstigen söldnerisch rauhen Sitten der in Frankreich und Italien dienenden deutschen und schweizerischen Landsknechte zusammen.

Von deutsch stinken kommen wahrscheinlich die gleichbedeutenden Argotzeitwörter chelinguer, schlinguer, schlingoter, cingler. In den Wörtern chouflick = Stümperarbeit, choufliqueur = Stümper, choufliquer = schlecht arbeiten ist das deutsche Schuhflicker zu erkennen.

Erwähnt sei hier auch aus der französischen Soldatensprache frichti = reichhaltige Mahlzeit, gutes Gericht (mit vielen mundartlichen Nebenformen, wie fricheti, fristi, fristille, frichequi, frichetouille) aus dem deutschen Frühstück. Das Wort muß, nach Ansicht Wartburgs, schon kurz nach Mitte des 19. Jahrhunderts aufgenommen worden sein; Vermittler waren wohl die Elsässer, die als Soldaten und Unteroffiziere im französischen Heere dienten. Aus dem Argot der polytechnischen Kriegsschule erwähnen wir das von Villatte 1912 belegte schicksaler = auslosen, dessen deutsche Herkunft klar ist.

Weniger durchsichtig ist der deutsche Ursprung des familiären französischen Ausdrucks asticoter = necken, beschimpfen, quälen. Zu Grunde liegen ihm wohl die deutschen Wörter »Daß dich Gott...«, mit denen

verschiedene deutsche Fluchformeln beginnen, die die Franzosen von de Landsknechten gehört haben mochten. (Bei Rabelais kommt z. B. vor: da dich gots matr schend.) Daraus wurde d a s t i c o t e r = deutsch sprechen eine unverständliche Sprache sprechen, sinnlos schwätzen und dann mit Ab fall des Anlautes das genannte asticoter, dem der Anklang an asticot = Mad im Argot eine gewisse Farbigkeit und damit auch Beliebtheit sichert. (Übe die tatsächliche oder angebliche Verwendung von Flüchen und Fluchteile zum Aufbau anderer Wörter siehe das Stichwort »Janhagel« in »Wört und ihre Schicksale«.)

Die angeführten Beispiele dürfen natürlich nicht zu dem Irrtum verführe alles was im Pariser Argot an irgend ein deutsches Wort anklingt, sei deu schen Ursprungs. Man gelangt da leicht zu komischen Fehlschlüssen. Auf ei solches wunderliches Mißverständnis wies ich z. B. in meinem Buche »Wört und ihre Schicksale« bei der Behandlung der volkstümlichen Bezeichnunge für die Syphilis hin. Ein Pariser Argotausdruck für diese Krankheit i l a z z i l o f f. Prof. Dietrich Behrens deutet ihn kühn aus deutsch »laß s laufen«. In Wirklichkeit ist dieses Argotwort eine Scherzbildung aus de Namen der Krankenanstalt Saint-Lazare.

Ins Gras beißen

Sagten wir von jemandem, der in der Sandwüste umgekommen ist od im ewigen Schnee oder bei einem Dachfeuer in einem Wolkenkratzer, habe ins Gras beißen müssen, so würde sich das Sprachgefühl gegen d unziemende Bild auflehnen. Aber wo eine so krasse Unverträglichkeit nic vorliegt, wird uns das Bild des Wortlautes kaum bewußt[1] und ins Gr beißen bedeutet einfach: sterben. Man versteht eben unter diesem Ausdru nicht etwa ein Sterben unter bestimmten Umständen und er unterscheid sich von anderen Bezeichnungen des Sterbens nur durch die gefühlsmäß gen Nebentöne. In diesem Punkte sind überhaupt die meisten Unterschie zwischen den unzähligen Synonymen für das Sterben zu suchen. Nieman

---

1) H. Schrader kann sogar berichten, daß ihm einmal mit besonderen rh torischen Mitteln gelungen ist, die Redensart „ins Grab beißen" in eigentli ganz unpassendem Zusammenhang anzuwenden. „Ich habe in größerem Z sammenhange erzählt, wie in der Nähe von Stralsund bei Sturm ein Sch nicht fern vom Lande zerschellte, wie nur Vieren gelang, ein kleines Boot gewinnnen. Der Sturm treibt sie dem Ufer zu, noch wenige Klafter und sind gerettet Da erfaßt die Brandung das kleine Fahrzeug, zerschmettert und alle Vier müssen doch noch i n s G r a s b e i ß e n. Es lag vielleicht an dem bewegten Ton, mit dem gesprochen wurde, daß kein Hörer über Widersinn die Miene verzog." Bei solchen Todesarten sollte man sagen k nen: ins S e e gras beißen.

ist erstaunt, in einer Todesanzeige oder in einem Nachruf zu lesen, Herr Soundso sei verblichen (und mag er auch an Rotlauf oder Halsbräune, an gelbem Fieber oder der Schwarzen Pest gestorben sein), aber man kann nicht gut sagen, im Nachbarhause sei heute jemand verblichen. Sehr viele Ausdrücke, die das Sterben bezeichnen, können überhaupt nur in der Vergangenheitsform verwendet werden und es müßte schon ein Stück von Nestroy sein, in dem man eine erschrockene Magd schreien hört: Hilfe, Hilfe, der gnädige Herr segnet das Zeitliche.

Der Redensart „ins Gras beißen" liegt gleichsam ein sportlicher Gefühlston zugrunde. Der Abenteurer, dem man von einem gefährlichen Unterfangen abrät, zuckt die Achseln: Ach was, ob man früher oder später ins Gras beißt, ist doch einerlei. Wer ins Gras beißt, statt „auf dem Stroh" zu sterben, hat dem feindlichen Geschick ins Angesicht geschaut, sich ihm gestellt und seinen Platz im Leben nicht kampflos geräumt. Besonders eignet sich diese bagatellisierende Art vom Sterben zu reden, wenn es sich um eine gleichsam von sich abgeschobene Todesvorstellung handelt (z. B.: ich gedenke noch lange nicht ins Gras zu beißen).

Nicht weniger als s e c h s Deutungen hat die Redensartforschung bisher zum Ausdruck ins Gras beißen beigebracht. Ich möchte — der einfachen Unterscheidung halber — diese Deutungen als die rechtssymbolische, die religiöse, die gastrische, die kavalleristische, die totengräberische und die medizinische bezeichnen.

1) Auf r e c h t s s y m b o l i s c h e Erscheinungen gründet sich die Deutung, die Pischel (in einer Sitzung der Preußischen Akademie) der Redensart zu geben versucht hat. Es habe einen bei Indern, Italern, Germanen und Slawen verbreiteten, also indogermanischen Brauch gegeben, in bestimmten Fällen Gras in den Mund oder in die Hand zu nehmen. Belege aus der indischen Literatur ließen dieses Tun als symbolische Bekundung der Unterwürfigkeit erscheinen. Fürsten hätten ihren Untertanen die Pflicht auferlegt, als äußeres Zeichen vollständiger Unterwerfung buchstäblich ins Gras zu beißen. Daß Besiegte dem Sieger ein Büschel Gras entgegenstreckten (Plinius bezeugt diesen Brauch[1] und seine Fortdauer bestätigt noch um die Wende des 10. und 11. Jahrhunderts die Chronik des Dietmar von Merseburg[2]),

---

1) Apud antiquos signum victoriae erat herbam porigere victos, hoc est, terra et altrice ipsa humo cedere, quem morem nunc durare apud Germanos scio.

2) Es heißt dort, daß die von den Deutschen besiegten Lausitzer „pacem ... cum gramine datisque affirmant dextris" (den Frieden durch eine Erdscholle und das Reichen der rechten Hand bekräftigen). R. Lasch hat in seiner Mono-

könnte eine symbolische Fortsetzung der ursprünglichen Sitte, ins Gras zu beißen sein. Aus dem wörtlichen Sinne: ich beiße ins Gras, d. h. ich unterwerfe mich, was dem Gegner gegenüber im Kampfe bedeutete: ich ergebe mich, da ich am Ende meiner Kräfte bin, habe sich die heutige Bedeutung entwickelt: unterliegen, fallen, sterben.

2) Vieles weiß die religiöse Deutung für sich anzuführen. Es war ein mittelalterlicher Rest des Heidentums, wenn Menschen, denen durch Mord oder im Kampfe ein rascher Tod drohte, in Ermangelung einer priesterlichen Hostie, Erdbrocken ergriffen und als letzte Wegzehrung zu sich nahmen (Richter-Weise). Im „Meier Helmbrecht", der satirischen Dichtung von Wernher dem Gartenaere, wird erzählt, daß die Bauern dem Räuber, den sie an den Baum hängten, einen „brosemen von der erden" gaben, „zeiner stiuwer für daz hellefiuwer" (Steuer für das Höllenfeuer). Im gleichen Jahrhundert, dem 13., erzählt der steiermärkische Ritter Ulrich von Lichtenstein am Schlusse seines Versromanes „Frauendienst", daß er, als er im Gefängnis seinen Tod nahe glaubte, nach einem Brotkrümchen suchte. Ein altfranzösisches Gedicht auf die Schlacht von Roncesvalles berichtet vom Helden Olivier, daß er zu Tode verwundet liegend drei Grashalme genommen habe, um das heilige Abendmahl zu feiern. Es wird aus dem Mittelalter erzählt, daß mitleidige Zeugen einem zufolge Kampfes oder mörderischen Anschlags unerwarteterweise und ohne priesterlichen Beistand Sterbenden Erde zu essen gaben, denn die Erde sei als Leib des göttlichen Urwesens angesehen worden und ihr Genuß im Angesicht des Todes als heilsam für das zukünftige Leben. Wenn tatsächlich dieser Brauch und dieser Gedankengang der Redensart „ins Gras beißen" zugrunde liegt, so ist jedenfalls vom ursprünglichen erhabenen Pathos im heutigen, gradezu übermütigen und derben Gebrauch nichts mehr verblieben.

3) Als kavalleristische Deutung möchte ich jene bezeichnen, die den Ausdruck „ins Gras beißen" aus einem Vorgang im Leben des Reiters

---

graphie über den Eid in der Völkerpsychologie auf eine altertümliche Form des Erdeides, das Essen von Erde an Eidesstatt hingewiesen. Dieser Brauch ist vor allem in Indonesien weit verbreitet. Es kommt daher auch vor, daß bei Grundstreitigkeiten beide Parteien Erde vom strittigen Grund in den Mund nehmen. Auch im europäischen Mittelalter gab es Raseneide; ein altschlesischer Eid mit der Erdscholle auf dem Haupte wird noch in einer Urkunde aus dem Jahre 1590 erwähnt. Dieser Eidform verwandt ist der sogenannte „Rasengang", der Schwur unter dem Rasenstreifen, wobei ein solcher vom Boden abgelöst, emporgehoben und gestützt wurde. Unter diesem Erdbande knieten (z. B. in Skandinavien beim Abschluß von Blutsbrüderschaft) die Schwörenden nieder und legten den Eid ab.

verstehen will. Weigand weist darauf hin, daß in der mittelhochdeutschen Literatur öfters erzählt wird, daß ein Ritter an (in) das gras erbeizt, d. h. vom Pferde absteigt; eigentlich war erbeizen soviel wie bizen machen, nämlich dem Pferd zum Beißen Gelegenheit geben. Ins Gras beißen — wie wenn man nur darum vom Pferde heruntergeraten wäre, um es futtern zu lassen — sei nun mit einer gewissen grimmigen Ironie vom Verwundeten gesagt worden, z. B. da erbeizte manic man von den rossen nider in daz graz. So sei aus „in daz gras beizen" = absteigen müssen „in das Gras beißen" = vom Pferde fallen, sterben geworden. Das Beißen beziehe sich also nach dieser Deutung gar nicht auf den sterbenden Kämpen, sondern auf sein rastendes Roß. Unmöglich ist so etwas bedeutungsgeschichtlich nicht, besonders wenn man bedenkt, wie sehr sich Denken und Fühlen des Reiters von der Beobachtung des Verhaltens des Pferdes lenken läßt. (Vgl. in „Wörter und ihre Schicksale" unter dem Stichwort „ins Gebet nehmen" die vielen der Sphäre des Reiters entnommenen Redensarten).

4) Als g a s t r i s c h sei jene Deutung bezeichnet, die glaubt, das Sterben mit wirklichem Gras-essen in Verbindung bringen zu müssen. Aus Zeiten großer Hungersnot wird berichtet, daß Hungernde durch Essen von Gras ihre Qualen zu stillen versuchen. Da auch solch verzweifeltes Tun vor dem Hungertod nicht bewahren konnte und das Gras also bereits den Anfang vom Ende anzeigte, habe der Ausdruck „ins Gras beißen" die Bedeutung des Todeskampfes bekommen. Den gleichen Anspruch, das Sterben zu bezeichnen, hätte dann auch etwa das Schuhsohlenkauen.

5) Gleichsam vom Standpunkt des T o t e n g r ä b e r s gesehen ist es, wenn man „ins Gras beißen" als eine Sterbensart auffaßt, die mit dem Zugrabegehen bereits wörtlich beginnt. Der nicht im Bett Verstorbene oder aus dem tödlichen Kampfe nicht in Ehren Fortgetragene und Aufgebahrte, also der sterbend auf dem Felde Verbleibende tritt mit dem kühlen Erdreich bereits in Berührung, ehe noch die Schaufel des Totengräbers zu amten beginnen könnte. Bei Borchardt-Wustmann wird die Frage aufgeworfen, ob nicht „das Begräbnis unter dem Rasen", das ja auch sprichwörtlich geworden ist, zur Erklärung der Redensart „ins Gras beißen" ausreiche. Auch die Redensart „über etwas Gras wachsen lassen" könnte bedeutungsgeschichtlich herangezogen werden: das Verbrechen oder sonst zu Vergessende wird einem verscharrten Ding verglichen, dessen Spuren erst ausgetilgt sind, wenn sich eine Grasnarbe darüber gebildet hat. Für die Neigung der redensartbildenden Phantasie zur Verknüpfung der Vorstellung vom Sterbenden mit jener von Erde und Gras scheinen übrigens auch französische Redensarten zu sprechen, die die Bedeutung „begraben sein" haben:

manger la salade, Salat essen, manger l'herbe (oder des pissenlits[1]) par la racine, das Gras (den Löwenzahn) von der Wurzel aus essen. Man vergleiche damit den ungarischen Soldatenausdruck aus dem Weltkrieg: alulról szagolni az ibolyát (am Veilchen von unten riechen) = gefallen sein. Zu beachten ist auch aus dem englischen Ringkämpferslang: to go to grass = zu Gras gehen, d. h. glatt zu Boden fallen, welcher Ausdruck im allgemeinen Slang zur Bedeutung von „Sterben" gelangt.

6) Als medizinische Deutung bezeichne ich schließlich jene, die von gelegentlichen Begleiterscheinungen des Todeskampfes ausgeht. Das krampfhafte Öffnen und Schließen des Mundes macht den Eindruck, als schnappte der Sterbende nach etwas, und es ist auch beobachtet worden, daß tödlich Verwundete, die sich im Schmerz auf der Erde winden, Sand, Erdschollen oder Gräser mit dem Mund erfassen, um die heftigen Schmerzen zu „verbeißen". Die sprachliche Erfassung des Vorganges wird in der klassischen Literatur des Altertums durch mehrere Stellen belegt. In der Ilias (2, 416—18) ruft Agamemnon den Zeus an, er möchte die Sonne nicht sinken lassen, „eh' ich vor Hektors Brust ringsher zerrissen den Panzer mit eindringendem Erz, und viel um ihn die Genossen, vorwärtsliegend im Staube, geknirscht mit den Zähnen das Erdreich" (odax lazoiato gaian). Und später (11,747f) spricht Hektor: „Und zween Kriegsmänner um jeden (Wagen) knirschten den Staub mit den Zähnen (dyo . . . photes odax helon oudas) von meiner Lanze gebändigt." Ähnliches bieten andere Stellen der Ilias (19, 61; 22, 17; 24, 738)[2]. Auch bei den römischen Dichtern Virgil und Ovid beißen Sterbende in die Erde (Aeneis 10, 589: terram hostilem moriens petit ore cruente; 11, 118: procubuit moriens et humum semel momordit; Metamorphosen 9, 60: tum denique tellus pressa genu nostro est, et arenas ore momordi). Die deutsche Redensart „ins Gras beißen" wäre demnach ein Abkömmling antiker Ausdrücke oder eine Neuschöpfung auf Grundlage der gleichen Beobachtung des Todeskampfes. Diese „medizinische" Deutung wird von H. Schrader, Richter-Weise und Friedrich Seiler vertreten.

Zweifellos spricht das Meiste für diese letzte Deutung unserer Redensart

---

1) Pissenlit = Löwenzahn ist zu verstehen als der erstarrte Imperativ piss-en-lit (Piß-ins-Bett) = Bettnässer; die aufgekochten Blätter des Taraxacum officinale gelten als harntreibend.

2) Man beachte auch folgende Ilias-Stellen: 13, 508 ho d'en koniesi peson hele gaian agosto (mit den Armen die Erde erfassen); 3, 55 hot' en konies migeies (sich im Staube mischen); 13, 618 idnothe de peson (sich im Staube krümmen).

für die Deutung aus dem krampfhaften Verhalten des Schwerverwundeten, auf das sich wohl auch die Stellen bei Homer, Virgil und Ovid gründen. Damit erklären sich zugleich auch die französischen und englischen Redensarten mordre la poussière (oder le poudre) und to bite the dust, Staub beißen, die ebenfalls das Sterben umschreiben. Übrigens gilt das auch für die anderen angeführten Deutungen, daß sie, wenn sie überhaupt richtig sind, gleichzeitig auch für die parallele französische und englische Redensart zutreffen, — mit Ausnahme jener Erklärung, ins Gras beißen sei soviel wie: vom Pferde steigen, um es „beißen" zu lassen, die für die Etymologie der französischen und der englischen Redensart höchstens dann zum entfernten Ausgang genommen werden könnte, wenn man etwa nachwiese, mordre la poussière und to bite the dust seien einfach Übersetzungen des deutschen Ausdrucks „ins Gras beißen", und zwar aus einer Zeit, in der diese Wendung bereits zur Bedeutung des Sterbens gelangt war. Übrigens kann ganz gut angenommen werden, daß das aus der Anschauung des krampfhaften Todeskampfes gewonnene Bild auch durch den Gedanken an die kurzerhand erfolgende Begegnung des Gefallenen mit dem Grabesrasen eine Verstärkung erfahren hat, daß also die beiden Deutungen, die wir als die medizinische und als die totengräberische bezeichneten, einander nicht ausschließen müssen.

Bedeutungsgeschichtlich viel weniger umstritten sind andere

Umschreibungen des Sterbens

in der deutschen Sprache. So gibt es z. B. eine große Gruppe solcher Euphemismen, die zweifellos aus der kirchlich-theologischen Anschauungsweise hervorgehen. F. Wilhelm hat hervorgehoben, daß man da unterscheiden muß einerseits zwischen der philosophisch-theologischen Bibel- und Welterklärung, die bestrebt ist, die Richtigkeit der bestehenden Dogmen zu erweisen, und ihren Höhenpunkt in der katholischen Scholastik erreichte, und andererseits zwischen der durch die protestantische Kirche vertretenen philologischen Bibelauslegung, die dazu führte, daß biblische Wendungen über den Tod sich unmittelbar in die deutsche Sprache Bahn gebrochen haben. Nach der Auffassung der Scholastik ist der Tod eine Trennung der geistigen Substanz, der Seele, von der körperlichen (lip und sele scheident sich, heißt es mittelhochdeutsch). Wir sprechen daher von verscheiden, hinscheiden, man fällt plötzlich entseelt zusammen, der Selbstmörder entleibt sich. Das Verlassen des Körpers durch die Seele wird ganz konkret vorgestellt. Geh hin un pfludere (flattere, fliege fort), sagt man in Württemberg zum Toten. Die Seelen der Toten verursachen geradezu Wind, wenn sie sich aus dem Körper entfernen. Besonders stark ist dieser Wind beim Selbstmörder. (Es muß sich einer im Wald erhängt haben, sagt man bei plötzlichem Winde.)

Zu den Euphemismen, die auf biblischen Stellen fußen, gehört vor allem *zu Staub* oder *zu Erde werden* (1 Mos 3, 17—21). Nach 1 Mos 25, und 49, 29 heißt es: *zu seinem Volke versammelt werden.* Dara klingt auch an: *in das Reich seiner Väter* oder *zu seinen Vä tern versammelt werden* (Richter 2, 10: omnisque illa generati congregata est ad patres suos). Nach 1 Könige 2, 2: *den Weg alle Fleisches gehen.* Nach Hiob 16, 22: *den Weg gehen, den ma nicht wiederkommt.* Nach Jeremias 51, 34: *den ewigen Schla schlafen.* Nach Matthäus 26, 18 heißt es sprichwörtlich vom Sterbenden *seine Stunde sei nahe*, nach demselben Evangelium vom eben Verstor benen: er sei *eingegangen zu seines Herren Freude.* Zu de Wendungen, die zufolge der Vervolkstümlichung der Bibel durch Luther un die Reformation in die deutsche Sprache gelangten, gehören auch jene, die da Sterben als ein *Eingehen in den Himmel*, als ein *Eingehen i ein anderes Leben* oder *in ein besseres Dasein* oder *in di Ewigkeit* darstellen.

Im Zusammenhang mit den letzten Ausdrücken sind auch jene zu erwähnen die das Sterben als eine *Heimkehr* darstellen, als ein Zurück in die wahr Heimat, indes das irdische Leben nur als ein vorübergehender Aufenthalt i der Fremde gelte. (Gustav Landauer sprach einmal von den Lebenden al den „Beurlaubten des Todes"). Bemerkenswerte Belege für diese Auffassun des Todes als Heimkehr führt K. Bergmann aus den deutschen Mundarten an Im Schweizerischen wird *verhuse* (eigentlich: seine Behausung verändern und *heimga* (heimgehen) für sterben verwendet. In Dresden bezeichnet sic manche Leichenfrau an ihrem Wohnungsschild als „Heimbürgin", d. h. ein Frau, die heimbürgt, nämlich den Menschen in seine Heimat, d. h. ihn fü das Grab bereitmacht. Aus dem Obersächsischen: *'r werd hei'r aham giieh* (er wird dieses Jahr heimgehen). In einer Predigt des Bruders Bert hold von Regensburg heißt es: Wir sin gar ellende (= fremd) hier, unde d solten wir wol smaehen diz leben unde solten heim gen lande ziehen, da w iemer mer mit fremde waren.

Zu den von religiösen Anschauungen ausgehenden Umschreibungen des Ster bens gehören auch jene, die den Tod als *Erlösung* vom irdischen Dasei und seinen Bürden und Sorgen darstellen. Der Tote hat *seine Erden wanderung vollendet*, Gott hat *ihn aus diesem Elend ab berufen* (wobei zu beachten ist, daß im Worte Elend offenbar auch noc die alte Bedeutung „Fremde" mitenthalten ist, vgl. das Stichwort „Elend" Das Sterben ist ein *Feierabend* (eine schweizerische Umschreibung f sterben: Firabend mache), ein *guter abend* (i ha g'gloibt, es si guete Aben mit-em; schweizerisch). *Dem is e guete Tag g'schä'n*, heißt es vo eben Verstorbenen im Elsässischen, *hei is an de Warheit*, im Wa deckischen.

Neben der Bibel und der frühen theologischen Literatur gehört auch d

Antike zu den wichtigsten Befruchtern unserer Bilder-Sprache. So hat z. B. die antike Vorstellung des Todes als eines Genius, der die Fackel des Lebens auslöscht (von Lessing in seiner Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet" eingehend erörtert), Niederschlag in der deutschen Sprache gefunden: sein Lebenslicht erlischt, sein Lebenslicht ausblasen. Ebenso erklären sich aus der Beschäftigung mit Überlieferungen der Antike: von den Pfeilen des Todes erreicht werden, ins Reich der Schatten abgehen.

Zahlreich sind die Synonyme für sterben, die den Vorgang als Aufhören der körperlichen Tätigkeit kennzeichnen, wie z. B.: er hat die Augen geschlossen, er ist entschlafen, er ist verblichen. Das Nichtmehratmen kommt in vielen Euphemismen vor; der Tote hat ausgehaucht (exspiravit animam), er schnauft nimmer (elsässisch: er het usgeschnuft, er het's Schnufe vergässe, ufgän). Immer wieder kehrt in volkstümlichen Wendungen der Gedanke wieder, daß der Tote nicht mehr nötig hat zu essen. Da hat scho wider aens d' Leffel weggeworffe, sagt man in München, wenn man die Sterbeglocke läuten hört. Elsässisch: er ißt ke Sester Salz mehr und schweizerisch: er ißt kei Pfund Melw mehr bedeuten: der hat nicht mehr lang zu leben. In vielen Variationen kommt vor: er ißt kein Brot mehr oder er bedarf hinfort keines Brotes. (Man vgl. italienisch: finire di mangiare pane. Bezeichnend ist, daß im Chinesischen — entsprechend dem Umstande, daß Reis in Ost- und Südasien die Hauptnahrung ist — „keinen Reis mehr haben" der bildliche Ausdruck für „dem Tode nahe sein" ist.)

Die Redensart in den letzten Zügen liegen bezieht sich ursprünglich nicht auf die letzten Atemzüge, wie man anzunehmen geneigt ist. Das Wort „letzt" ist hier überhaupt nach Richter-Weise ein Zusatz, der erst in neuerer Zeit in die Redensart aufgenommen worden ist; in älteren Quellen hat schon „ziehen" allein die Bedeutung: im Sterben liegen. In Vorarlberg bedeutet „der Kranke zieht noch heute": er ist im Sterben begriffen; man läutet das Ziehglöckle, damit man für den Sterbenden bete. In Wien heißt es Ziegenglöckl, und wer in diesem Worte nicht erkennt, daß für einen „Ziehenden" geläutet wird, mag sich wundern, was das brave Horntier — das übrigens in Wien keine Ziege, sondern eine Gas (Geiß) ist — mit der Glocke zu tun hat. Das Ziehen (woraus es zu den „letzten Zügen" kam) bedeutet eigentlich „Hinziehen" und hängt zusammen mit der Vorstellung, daß der Tod eine Reise, eine Heimreise sei. (Bergmann weist darauf hin, daß man in manchen Gegenden dem Sterbenden noch heute alle diejenigen Dinge mit ins Grab gibt, die er zu einer langen Reise braucht, dazu vor allem Schuhe, die „Totenschuhe"; man vgl. weiter unten französisch graissir ses bottes, wörtlich seine Stiefel schmieren = dem Tode nahe sein.)

Für „todkrank sein, bald sterben müssen" hat K. Bergmann im Martin-Lienhartschen Wörterbuch u. a. folgende elsässische Ausdrücke festgestellt:

er get ge Pflüeg hüete (weil in der Nähe des Friedhofes die Bauern oft über Mittag oder über Nacht ihre Pflüge hinstellen), *der rißt schun Fäde us dr Dekked* (offenbar Anspielung auf den Todeskampf, vgl. oben die Deutung 6 der Redensart „ins Gras beißen"), *er wür bold d Bein* (oder: d Nos) *in d Höche strecke, no Tannehölz rieche, schmecke* (vgl. weiter unten französisch: sentir le sapin), *de Songallemer Marsch blosen* (Anspielung auf den St. Gallus-Friedhof bei Straßburg, wo im 17. Jahrhundert die Leichensezierungen vorgenommen wurden).

Angesichts der ungeheuren Fülle an deutschen Synonymen für das Sterben, kann nicht daran gedacht sein, hier alle anzuführen. Wir wollen nur noch einige aus der großen Zahl der noch nicht erwähnten herausgreifen:

Zur großen Armee abgehen dürfte aus irgend einer literarischen Quelle herstammen, die aber bisher nicht sichergestellt werden konnte; in Dantes Inferno gibt es eine Stelle, wo hinter der Fahne des Todes gewaltige Menschenzüge einherlaufen, die eine große Armee bilden; auf einen Spruch in einem „Totentanz" aus dem Jahre 1450 in der Lübecker Marienkirche macht Zoozmann aufmerksam: „Herr Wucherer... legt ab den Knapsack von eurer Seiten, jetzt heißts im alten Heer mitschreiten";

er ist in die besseren Jagdgründe hinübergewechselt (vielleicht in Anlehnung an angelesene Indianerromantik: ewige Jagdgründe);

er ißt mit Kulman (mecklenburgisch), d. h. er ist in der kühlen Erde, in Gesellschaft des kalten Todes;

er hört den Kuckuck nimme brüele (u. a. bei Jeremias Gotthelf);

er hat einen hölzernen Rock angezogen oder *ein grünes Kleid* (daher der derbe Spruch, die beste Schwiegermutter sei, die ein grünes Kleid anhabe);

mit seinem Leben bezahlen beruht wohl auf mittelalterlichen Rechtsvorstellungen;

um die Ecke gehen und *abkratzen* sind eigentlich bloß Umschreibungen für: sich entfernen, verschwinden;

in das Geschlecht der Mutter fallen ist von Uhland als eine sprachliche Widerspiegelung von Vorstellungen der nordischen Mythologie aufgefaßt worden;

in die Nüsse gehen (fränkisch-hennebergisch) hat die Bedeutung: entzweigehen, wie eine Nußschale (man vgl. damit österreichisch: „ich tauge zu nichts mehr, ich gehöre schon in die Würst");

er kommt auf des Mesmers Garten ist als schwäbisch, *auf des Mesmers Alm* als oberbayrisch gebucht worden;

er muß in die Pappelallee, sagt man im Sächsischen von einem Todkranken, und Müller-Fraureuth vermutet, daß dabei an eine mit Pappeln bepflanzte Friedhofstraße gedacht wird;

der Sand ist verronnen entspricht der Auffassung der Sanduhr als eines Attributes des Todes, der pünktlich seine Termine einhält; es wird auch vom Sterbenden gesagt, seine Uhr (oder: seine Zeit) sei abgelaufen.

Der Reichtum der deutschen Sprache an Synonymen für das Sterben hat wiederholt Witzbolde dazu verlockt, die verschiedenen sprachlichen Todesarten bestimmten Berufen zuzuordnen. Es heißt dann etwa, daß dem Nachtwächter die letzte Stunde geschlagen hat, daß der Fleischer den Weg alles Fleisches geht; der Fußballspieler beißt ins Gras, die Prostituierte geht um die Ecke, der Maurer kratzt ab, der Lokomotivführer liegt in den letzten Zügen, der Gelehrte gibt den Geist auf, der Priester segnet das Zeitliche, der Atheist muß daran glauben usw.

Auch die klassischen Sprachen des Altertums sind überaus reich an Ausdrücken für das Sterben. Was das Griechische anbelangt, beschränken wir uns darauf, auf die bei Homer vorkommenden Euphemismen hinzuweisen (Zakelj hat sie 1884 in einer Laibacher Programmschrift behandelt). Viele dieser Umschreibungen drücken das Erlöschen des Augenlichts aus, z. B.: die Erfüllung des Todes umhüllte ihm Augen und Nasenlöcher (Ilias 16, 502 f), über die Augen ergoß sich Nebel (16, 344), Dunkel umhüllt seine Augen (4, 461), finstere Nacht umhüllte ihm ganz die Augen (13, 580), entsetzliches Dunkel umfaßte ihn (5, 47), dunkles Gewölk umhüllt ihn (20, 417), er verläßt das Sonnenlicht (18, 9). Der Auffassung von Thanatos und Hypnos als Zwillingsbrüder (Il. 16, 682) entspricht der Euphemismus: zum ehernen Schlaf einschlafen (11, 241). Der Tod ist eine Reise in die Unterwelt, in den Hades, dabei heißt das Sterben: zum Hades gehen (Od. 11, 425), zum Hades kommen (Il. 21, 48), in das Haus des Hades hineingelangen (20,336), in das Haus des Hades hineinschreiten (24, 246). Es heißt vom Sterbenden auch, er gehe in die Erde ein (Il. 6, 411), er gehe unter die Erde (18, 333), er gelangt unter die schreckliche Erde (Od. 20, 81). Den Sterbenden verläßt die Lebenskraft (Od. 12, 414), er haucht sein Herz aus (15, 252), die Seele hat ihn verlassen (14, 134), die Seele überschreitet den Zaun der Zähne (Il. 9. 409). Der Tote reist irgendwohin, woher er nicht zurückkann, daher ist sterben: die Rückkehr verlieren (Od. 23, 67). Besonders sinnfällig sind die Umschreibungen für das Sterben im Kampfe. Der in der Schlacht tödlich Getroffene erfaßt mit den Armen die Erde (Il. 13, 508), er krümmt sich im Staub (13. 618), er mischt sich mit dem Staube (3, 55). Auf die homerischen Ausdrücke, die den Sterbenden die Erde mit den Zähnen beißen lassen (Il. 2, 418; 11, 749; 19 61; 22 17; 24 738) haben wir bereits oben bei der Behandlung der deutschen Redensart „ins Gras beißen“ hingewiesen.

Anschließend an die griechischen Euphemismen sei ein kurzer Ausflug ins

20. Jahrhundert gestattet. Während der Sowjetherrschaft in Ungarn (1919) war folgende Umschreibung für „töten" in Umlauf: gajdeszbe küldeni (in Gaides schicken). Über die Etymologie dieser Redensart ist nach Zusammenbruch der roten Herrschaft viel geschrieben und herumgeraten worden. Man versuchte besonders, in die Redensart eine jüdische (hebräische) Wurzel hineinzudeuten. Es ist anzunehmen, daß die Verbreitung der Redensart durch ungarische Soldaten erfolgt ist, die aus russischer Kriegsgefangenschaft heimgekehrt waren, woher sie ja auch kommunistische Ideen mitbrachten. Man darf daher annehmen, daß Gaides oder Gades nichts anderes sei, als die russische Aussprache von griechisch Hades, Unterwelt. (Da das Russische kein „h" hat, ersetzt es in Fremdwörtern diesen Laut durch ein „g", daher gaubiza, geraldik, garemj, gauptwachta usw. und selbst Eigennamen wie Gamlet, Geinrich Geine.) So hat also die griechische Mythologie sich noch nach Jahrtausenden als redensartschöpferisch erwiesen.

Mit den lateinischen Wörtern und Redensarten, die das Sterben bezeichnen, beschäftigt sich eine Marburger Dissertation (1909) von Barthel Winand: Vocum Latinarum, quae ad mortem spectant, historia. Viele von ihnen stellen den Tod als einen Abgang dar. Dieser Art sind z. B.: migrare ex vita, abire e vita. Exire ad libertatem (zur Freiheit abgehen) wird im Sinne der stoischen Philosophie vornehmlich auf den Freitod angewendet. Wiederholt wird übrigens von den römischen Philosophen der Tod mit dem Abgang des Schauspielers verglichen. Es heißt auch: an den gemeinsamen Ort abgehen (abire in communem locum), zu den Mehreren (abire ad plures bei Petronius, penetrare ad plures bei Plautus; vgl. dann weiter unten englisch to go over to the majority). Der Sinn des Ausdrucks antecedere ist: seinen Mitmenschen vorangehen in den auch für sie unvermeidlichen Tod. Viele Wendungen beziehen sich auf das Aushauchen der Seele, z. B. wird animam verknüpft mit den Zeitwörtern efflare, omittere, emittere, relinquere, exhalare, ponere, deponere. Hierher gehört auch exspirare, spiritum reddere, emittere, deponere und viele ähnliche Synonyma. Naturae concedere oder reddere oder satisfacere erinnert an das deutsche Bild: der Natur seinen Tribut entrichten. Ausdrücke für den Zeitpunkt des Todes sind z. B.: atra dies, miserabilis hora, fatalis hora.

Nun wollen wir uns zwei lebenden Sprachen zuwenden, dem Französischen und Englischen, da aber die üblichen Sterbenssynonymen der allgemeinen Sprache zum größten Teil Wiederholungen solcher Vorstellungen zeigen würden, denen wir bei der Behandlung der Euphemismen im Deutschen und in den beiden klassischen Sprachen schon begegnet sind, wollen wir uns im Französischen und im Englischen in der Hauptsache auf die „farbigen Wörter" der Volkssprache, besonders auf Argot und Slang, beschränken.

Die Bedeutung sterben haben im Französischen u. a. folgende Wörter und Redensarten: claquer, wörtlich klatschen, knallen (auch: se laisser claquer), déteindre, wörtlich verbleichen, sich entfärben, se vider, sich ent-

leeren (übrigens auch eine Bezeichnung für den Geschlechtsverkehr im Pariser Argot), se laisser glisser, abrutschen, faire sa crevaison, zerplatzen, tourner oder tortiller de l'oeil, die Augen verdrehen, fermer son vasistas, sein Guckfenster schließen, souffler sa veilleuse, seine Nachtlampe ausblasen (bedeutet in der französischen Volkssprache sinniger Weise auch: die Stimme des Gewissens ersticken), laisser ses bottes quelque part, seine Stiefel irgendwo lassen, cracher son âme, seine Seele ausspucken, cracher ses embouchures, das Mundstück (seines Blasinstruments) ausspucken, cracher oder éternuer dans le son, in die Kleie spucken oder niesen (besonders für guillotiniert werden, vgl. das Stichwort „Guillotine" in „Wörter und ihre Schicksale"), n'avoir plus mal aux dents, keine Zahnschmerzen mehr haben, éteindre son gaz, sein Gas erlöschen lassen, laisser fuir son tonneau, sein Faß ausrinnen lassen, déboulonner sa colonne, seine Säule umstürzen, lâcher la perche, la rampe, die Stange, das Geländer loslassen, perdre son bâton, seinen Spazierstock verlieren, épointer son foret, die Spitze seines Bohrers abbrechen.

Es heißt vom Sterbenden, er verschlucke seine Zunge (avaler sa langue, im Argot auch: sa gaffe, sa chiffe) oder seine Gabel, seinen Löffel (sa fourchette, son cuiller). Auf das N i c h t e s s e n weisen auch hin die Redensarten: perdre le goût au pain, den Geschmack am Brot verlieren, remercier son boulanger, seinen Bäcker verabschieden, fêler son saladier, seine Salatschüssel zerbrechen. Hier ist auch anzuführen: poser sa chique, sein Priemchen (Kautabak) weglegen. (Farmer und Henley verwechseln chique = Priemchen mit chic und erklären daher die Redensart poser sa chique in ihrem großen Slang-Wörterbuch fälschlicherweise: „seine Erziehung, seine Eleganz, seine Schneid, seinen Geist, also kurz all das, was für einen Menschen bezeichnend ist, ablegen.")

Andere Redensarten über das Sterben spielen, wie die schon erwähnten vom Löffelverschlucken usw. auf das Ü b e r f l ü s s i g w e r d e n g e w i s s e r G e g e n s t ä n d e an: fermer son parapluie, den Regenschirm zumachen, casser son crachoir, son fouet, sa pipe, sa canne, seinen Spucknapf, seine Peitsche, seine Pfeife, seinen Spazierstock zerschlagen, remiser son fiacre, seinen Wagen in den Schuppen stellen, démonter son choubersky, seinen „Choubersky" abtragen (so hieß ein beweglicher Stubenofen nach seinem Erfinder).

Viele Ausdrücke für den Tod stellen ihn als einen Abgang, als eine A b r e i s e dar. Wir erwähnen: s'évanouir, durchgehen, durchbrennen, déménager, übersiedeln, passer au bleu, ins Blaue gehen, sortir les pieds devant, mit den Füßen nach vorne die Stube verlassen, s'en aller dans le pays des marmottes, in das Land der Murmeltiere abgehen, partir pour le royaume des taupes, abreisen in das Königreich der Maulwürfe. Wie diese letzte Redensart spielen auf das G r a b auch an: rendre le cimetière bossu, dem Friedhof einen Buckel (nämlich: einen neuen Grabeshügel) machen und das schon früher (bei der Behandlung von „ins Gras beißen") erwähnte aller manger

les pissenlits par la racine, sich anschicken, den Löwenzahn von der Wurzel zu essen.

An den personifizierten Tod wird gedacht, wenn für sterben gesagt wird: épouser le camard, den Stumpfnasigen heiraten. Bei der Redensart déchirer son faux-col, seinen Kragen aufreißen = sterben erinnert man sich an die Sterbeszenen aus der Frühzeit des stummen Films, als er noch darauf angewiesen war, das Geschehen durch übertriebene Gebärden zu verdeutlichen: der Sterbende riß, wenn er angekleidet war, seinen Hemdkragen auf (ebenso wie die Umstehenden den eingetretenen Tod dem Zuschauer durch Abnahme der Hüte erkenntlich machten). Ins Moralische zielen die Metaphern: rendre ses comptes, Rechnung ablegen, dévider à l'estorgue, seine Falschheit abhaspeln.

Dem Tode nahe sein, im Sterben liegen ist der Sinn folgender Redensarten: chasser les mouches, die Fliegen jagen, n'avoir plus d'huile dans la lampe, kein Öl mehr in der Lampe haben, avoir son pain cuit, ses carottes cuites, sein Brot bereits gebacken, seine Mohrrüben bereits gekocht haben, graissir ses bottes, seine Stiefel schmieren (nämlich für die bevorstehende Reise), faire sa malle, ses petits paquets, sein Gepäck fertigmachen, sentir le sapin, das Tannenholz riechen (nämlich den Sarg, daher s'habiller de sapin, sich in Tannenholz kleiden = sterben), mettre la table pour les asticots, Tisch decken für die Würmer, être en pégrenne (pégrenne ist ein Wort der Verbrechersprache mit der Bedeutung: Hunger, Not, Elend — ob nicht zu jüdisch und rotwelsch peigern = krepieren, sterben?).

Einige dem militärischen Leben entnommene und daher hauptsächlich von Soldaten verwendete Metaphern für das Sterben: passer l'arme à gauche, die Waffen strecken, passer au dixième régiment, zum 10. Regiment abgehen, rendre sa canne au ministre, seinen Stock dem Minister zurückgeben, avaler sa cartouche, ses baguettes, sa canne, seine Patronentasche, seine Trommelschlägel, seinen Tambourstock verschlucken, décrocher ses cymbales, seine Schellbecken abhängen, recevoir sa décompte, den rückständigen Sold (die „Endabfertigung") bekommen (décompte bedeutet in der Soldatensprache aber auch: tödliche Verwundung), descendre la garde, von der Wache abziehen, défiler la parade, seine Parade abmarschieren. Im Argot der Seeleute ist für Sterben gebräuchlich: péter son lof, Luv-Seite furzen; in dem der Fischer: avaler son goujon, seinen Gründling verschlucken (aber faire avaler le goujon à quelqu'un, jemanden einen Gründling schlucken lassen bedeutet: jemandem etwas aufbinden). Im Argot der Ärzte ist für Sterben gebräuchlich: rentrer ses pouces, seine Daumen einziehen; in dem der Kaufleute: ingurgiter son bilan, seine Bilanz verschlingen; in dem der Juristen: déposer son mandat, sein Mandat niederlegen, décrocher ses panonceaux, sein Schild abhängen (panonceau ist besonders das Schild der Notare); im Argot der Schauspieler: saluer le public, das Publikum begrüßen, an den Schauspieler denkend, der, bevor er nach Schluß des Stückes endgültig abtritt, noch eine letzte Verbeugung macht.

Auch dem englischen Slang stehen zahlreiche Ausdrücke zur Bezeichnung des Sterbens zur Verfügung. Die Umschreibung to go aloft, abgehen kommt auch bei Shakespeare und Dickens vor. (Aus einem Sea-Song aus dem Jahre 1790 auf den Tod eines Matrosen: His form was of the manliest beauty, his heart was kind and soft; faithful below, Tom did his duty, and now he's gone aloft). Weitere Slangausdrücke für Sterben sind: to hop off, weghüpfen, to hop the twig, über den Zweig hüpfen (bedeutet auch: durchbrennen, „abhauen"), to mizzle, durchbrennen, to cut one's stick, sich einen Stecken schneiden (nämlich: um einen Weg anzutreten). To go under (untergehen) oder to go up (aufsteigen) sind amerikanische Ausdrücke für das Sterben. To go over to (oder join) the (great) majority oder kurz join the majority, zur großen Mehrheit abgehen, geht auf Ausdrücke des klassischen Altertums zurück, auf griechisch es pleonon hikesthai (Krinagoras) und auf lateinisch penetrare ad plures (Plautus), bezw. auf die in römischen militärischen Redensarten häufige Wendung abit ad multos; zu Grunde liegt jedenfalls die Vorstellung, daß die Zahl der jeweiligen Lebenden viel geringer ist, als die der seit vielen Generationen Verstorbenen.

Im Weltkrieg ist ein älterer englischer Slangausdruck für sterben, in der Schlacht fallen neu belebt worden: going west, westwärts gehen. (Bei H. G. Wells, Joan and Peter, 1917, ist zu lesen: Dear old boy! he went west last May. „Went west" was the common phrase. They never said „killed".) Über diesen Ausdruck ist während des Krieges in englischen Zeitungen viel geschrieben worden. J. R. Harding behauptete, der Ausdruck sei bei irischen Regimentern aufgekommen. Manche denken an den Untergang der Sonne im Westen. Aus dem Slang von Heer und Flotte ist noch zu verzeichnen: to lose the number of one's mess, seine Messenummer verlieren. Aus dem Seemannsslang: to slipe one's cable, sein Tau entschlüpfen lassen, to cut the painter, die Fangleine durchschneiden (hat auch die Bedeutung: sich davonmachen, Fersengeld geben), to go to Davy Jones' locker, in Davy Jones' Truhe gehen (besonders für den Tod durch Ertrinken, da Davy Jones' Truhe = die See).

Da der Tote nicht mehr essen muß, ist to lay down one's knife and fork, Messer und Gabel niederlegen oder to stick one's spoon in the wall, seinen Löffel an die Wand hängen = sterben. Auf den Sarg spielen an die Redensarten: to put on a wooden surtout, einen hölzernen Überrock anlegen und to peg out, mit Nägeln abstecken. Auf das Grab: to take an earth bath, ein Erdbad nehmen, to have a ground-sweat, Grundschweiß haben, to be put to bed with a (pickaxe and) shovel, mit (Krampen und) Schaufel ins Bett gelegt werden. (Im Slang der englischen Collegeschüler kommt der Ausdruck bedtime, Bettzeit für Todesstunde vor).

Die Bedeutung sterben haben ferner die Redensarten: to go (oder drop) to croak, krächzen, to kick the bucket, dem Balken einen Fußtritt off the hooks, aus den Angeln geraten, to bithe the dust, den Staub beißen,

geben. Als bucket (wahrscheinlich von buck = Bock) bezeichnet man in einzelnen Gegenden (z. B. in Norfolk) besonders den Balken, auf den geschlachtete Schweine an den Hinterbeinen aufgehängt werden. Man nimmt daher an, daß die Sterbensmetapher to kick the bucket an die Todeszuckungen des Schlachtviehs denkt. Nach anderer Deutung bezieht sich die Redensart auf einen Balken, auf dem ein Selbstmordkandidat steht und den er, nachdem er sich die Schlinge um den Hals gelegt, mit dem Fuß wegstößt. Die englische Redensart kick the bucket ist übrigens auch in die Sprache der westindischen Neger gelangt und zu kickeraboo geworden; als Eigenschaftswort bedeutet kickeraboo: tot, als Zeitwort: sterben.

Zum Abschluß wollen wir an einem Beispiel, an der Sprache der Eingeborenen von Samoa zeigen, daß auch primitive Völker die Neigung haben, den Vorgang des Sterbens durch Umschreibungen auszudrücken. Aus den Aufzeichnungen, die Pastor Heider auf Samoa gemacht hat, als diese Südseeinsel noch im deutschen Besitz war, führen wir einige Beispiele an: malin, wörtlich: er ist gegangen, to le manava, die Seele aushauchen, vala anina, abberufen sein, si itia, emporgehoben und weggenommen sein. In der Klasse der „Sprecher", d. h. der Ratgeber des Häuptlings jedes Dorfes, heißt es: gangan le to oto-o, der Stab ist zerbrochen, usu fono, er ist in die Ratsversammlung gegangen (nämlich: ins Totenreich), fai i lagi folanga, nach oben fahren. Entsprechend den besonderen Tabus, mit denen die Person des Häuptlings umgeben ist, gibt es eigene Ausdrücke für das Sterben des Häuptlings, z. B. tuunmali, die Herrschaft aufgeben, ua tafea le moli, die Orange ist fortgeschwommen (die Orange ist wertvoller Besitz zur Haarpflege beim Baden im Meere, mit ihrem Verlust durch Fortschwimmen wird der Verlust des wertvollsten Besitzes eines Dorfes, des Häuptlings verglichen), ua tafea le tanofe, die Angelrute ist fortgeschwommen, faasolo motu, die Halskette des Häuptlings ist zerrissen, gangan auta, die Trommelschlägel sind zerschlagen (man vgl. die oben erwähnte französische Wendung vom Verschlucken der Trommelschlägel), na motu le son, die Verbindung mit den Gefährten ist abgerissen.

Halunke

taucht im Deutschen in verschiedenen Formen im 16. Jahrhundert auf. Im Verlorenen Sohn von Waldis, 1527 in Riga erschienen, bedeutet Hollunck einen Nichtswürdigen. Gleichbedeutend erscheint Hollunck 1541 in einer Prager Flugschrift. In der polnischen Chronik des Lorenz Kyndlerm aus dem Jahre 1562: „die koch und die kochenknechte und andere holuncken reinigten die kaldunen" (Kaldaunen = Eingeweide). Hier sind wohl niedere Bedienstete gemeint. Auch sonst bedeuten in verschiedenen, besonders schlesischen Quellen des 16. Jahrhunderts helunke, holunke, holanke: niedere Schloßbedienstete, Heideläufer, laufende Boten, Wächter. Noch Lessing und

Schiller schreiben Holunke, daneben erscheinen aber schon seit dem 16. Jahrhundert die Varianten mit a: Halluck, Hallunck, Halunke. Man hat versucht, das Wort in Verbindung zu bringen mit herumlungern (lungern ursprünglich: gierig aufpassen, von mittelhochdeutsch lunger = rasch, dazu englisch lounger = Faulenzer), mit isländisch halloka, Knecht, mit französisch haillon, Lumpen, mit spanisch alacco, Tölpel. Das Wort ist aber tschechischen Ursprungs, es kommt von holomek = nackter Bettler, Taugenichts (zu tschechisch holy, nackt).

Hand ins Feuer legen

für jemanden (d. h. gutstehen für ihn) geht auf den mittelalterlichen Brauch der Gottesurteile (Ordalien) zurück. Feuerproben kannten schon die Griechen. In der Antigone des Sophokles sagt der Wächter: „Wir waren bereit, glühendes Eisen mit den Händen aufzuheben, durch Feuer zu laufen und bei den Göttern zu schwören, daß wir weder die Tat verübt, noch den Urheber und Rädelsführer kennen." Auf Gottesurteile beziehen sich auch die Redensarten: die Feuerprobe bestehen (was allerdings ähnlich wie die „Feuertaufe"[1] jetzt hauptsächlich in Bezug auf den Krieg gebraucht wird), für jemand durchs Feuer gehen, auf glühenden Kohlen sitzen, Gift auf etwas nehmen, das Abendmahl auf etwas nehmen. (Dem Verdächtigen wurde eine Schnitte Brot oder Käse in den Mund gesteckt, hatte er Schwierigkeiten es hinunterzuschlucken, galt er als schuldig.) Es ist die Vorstellung, dem unschuldig Verdächtigten müsse wunderhafter Weise göttliche Hilfe zu teil werden zum Schutze vor dem Feuer, dem Wasser, dem Gifte usw., die all diesen Ordalien zugrunde liegt. Das mittellateinische Wort ordalia (Gottesurteile) ist übrigens nichts anderes als unser „Urteil", althochdeutsch urteili, angelsächsisch ordal = das Erteilte, die erteilte Entscheidung[2].

Die Hosen verlieren

In derber Weise sagt man von jemandem, der bei einem Geschäfte oder im Glücksspiel alles verloren hat, er habe seine Hosen verloren. Da man auch sagt, jemand sei bis aufs Hemd geplündert worden oder er habe sich auch seines letzten Hemdes entäußern müssen, scheint das Bild vom

---

1) Matth. 3, 11 sagt Johannes der Täufer: Ich taufe Euch mit Wasser zur Buße; der aber nach mir kommt, der wird Euch mit dem heiligen Geist und mit Feuer taufen.

2) Die Redensart „feurige Kohlen auf jemandes Haupt sammeln" (s. dieses Stichwort) hängt nicht mit den Gottesurteilen zusammen.

Verlieren der Hosen zunächst ohne Weiteres verständlich. Es hat aber damit vielleicht noch eine besondere Bewandtnis, denn die Redensart scheint eine Erinnerung zu sein an einen alten rechtssymbolischen Vorgang, an eine mittelalterliche Form dessen, was wir jetzt Offenbarungseid nennen. Jungbauer erinnert im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens an die im Mittelalter in Italien, in Frankreich und den Niederlanden verbreitete Sitte des Hosenherablassens, die darin bestand, daß der zahlungsunfähige Schuldner auf offenem Markte oder auf einer dazu errichteten Säule durch Herablassen der Hose und Zeigen des nackten Körpers erklärte, daß er nichts besitze und daß man sich an seinem unbewehrten Körper schadlos halten möge. In der Redensart „seine Hosen verlieren", die die allerletzte Stufe der Verarmung charakterisieren soll, mag nun die Erinnerung an jenen rechtssymbolischen Akt enthalten sein.

Aus den beiden Redensarten „seine Hosen verlieren" und „kein Geld auf Brot haben" hat sich auf dem Wege der Verquatschung, der Redensartenkreuzung die häufig vernehmbare Scherzredensart „kein Brot auf Hosen haben" ergeben.

Das geht über die Hutschnur

hat die Bedeutung: das ist zu arg. Aus Thüringen ist auch die Fassung belegt: bis über die Hutschnur in Schulden stecken. Sie erinnert an die gleichbedeutende Redensart: bis über die Ohren in Schulden stecken und man kann daraus folgern, daß auch der Redensart „das geht über die Hutschnur" ursprünglich das Bild vom Ertrinken, vom Versinken im Sumpf vorgeschwebt hat. Dementsprechend wird auch bei Borchardt-Wustmann „über die Hutschnur" als eine Steigerung von „es (nämlich das Wasser) geht an den Hals" aufgefaßt. Gemeint sei dabei aber nicht etwa die um den Hut laufende Schnur (wie sie in vielen Volkstrachten noch heute statt eines Hutbandes üblich ist), sondern die unter dem Kinn herumlaufende, den Hut am Kopfe festhaltende Schnur.

Eine überraschend neue Deutung der Redensart „über die Hutschnur" hat Käthe Gleißner 1934 versucht. Ihre Deutung gründet sich auf eine im Staatsarchiv zu Eger aufbewahrte Urkunde vom 30. April 1356. In dieser einigen sich die Kreuzbrüder mit dem Stern und die Deutschherren zu Eger über die Nutzung einer Wasserleitung, die durch mehrere Grundstücke geht. Die ersten Anlieger sollen nicht mehr Wasser nehmen, als sie zum Trinken und Kochen nötig haben „vnd des selben wazzers schol in niht mer noch dicker auz den Roeren gen, danne als ein hutsnur". Die Stärke

einer Hutschnur ist also ein Maß für fließendes Wasser, für einen Wasserstrahl, und wenn es „über die Hutschnur geht", so handelt der Nutznießer gegen die Vereinbarung, also unrecht. (Man vergleiche damit die Redensart „über den Span", z. B. über den Span fordern = übermäßige Bezahlung fordern, gegen eine rechtmäßig geltende Abmachung verstoßen, Unrecht tun überhaupt; unter „Span" ist hier zu verstehen das Kerbholz der Kaufleute und Gastwirte, auf dem sie durch Einritzen die Schulden ihrer Kunden vermerkten.)

Der Deutung der Redensart „über die Hutschnur" auf Grundlage jener Urkunde aus dem Jahre 1356 und der darin erscheinenden Art des Wasserstrahlmessens ist immerhin der auffällige Umstand entgegenzuhalten, daß die Belege für diese Redensart nicht über den Anfang des 18. Jahrhunderts zurückreichen.

„Das geht über die Hutschnur" hat nichts zu schaffen mit der Redensart „über die Schnur hauen", die aus dem Leben des Zimmermanns bezogen ist, der über den Balken, um ihn gradlinig zu behauen, eine Schnur zieht und dann darauf achtet, nicht über diese „Richtschnur" zu hauen.

Isabellenfarbe

Infantin Isabella, die Tochter Philipps II., Regentin der Niederlande, soll, als ihr Gemahl Erzherzog Albrecht von Österreich Ostende belagerte, gelobt haben, ihr Hemd nicht zu wechseln, ehe die Stadt erobert sei. Da die Belagerung von Juli 1601 bis September 1604 dauerte, habe das Hemd der Infantin die seither so genannte Isabellenfarbe angenommen. Eine andere Überlieferung heftet ein solches Gelübde an das Andenken der spanischen Königin Isabella „der Katholischen", der Gönnerin des Kolumbus, bei der es sich um die Belagerung von Granada handelte, mit dessen Einnahme im Jahre der Entdeckung Amerikas der letzte Krieg gegen die Mauren seinen Abschluß fand. Diese Anekdote über die Herkunft der Isabellenfarbe und ihres Namens ist allgemein bekannt, und Schopenhauer führt in „Welt als Wille und Vorstellung" das Gelübde der Isabella als das Beispiel einer „unverständigen, aber dennoch vernünftigen Handlung" an. Die Idee eines solchen trotzigen Gelübdes gehört übrigens zum alten Bestand immer wiederkehrender geschichtlicher Anekdoten. Schon Histiaios von Milet schwur nach Herodot, sein Gewand nicht auszuziehen, ehe er Sardinien dem Könige Darius tributpflichtig gemacht habe.

Isabell als Farbenbezeichnung taucht um 1640 bei Oudin auf als Bezeichnung für die Farbe des Falben, des hellgelben Pferdes, und wenn wir Sainéan, dem erfolgreichen Zerstörer vieler anekdotisierenden Etymologien

auch hier folgen dürften, hatte diese Farbenbezeichnung mit dem Vornamen Isabella (der übrigens nichts anderes ist als eine Abwandlung von Isabeau, der französischen Form des hebräischen Elisabeth) nichts zu schaffen: isabell als Bezeichnung der Pferdeart und der Farbe soll eine Verschmelzung der französischen Wörter isard und mirabelle sein. Jedenfalls stimmt es, daß beide — die Gemse wie die Mirabellenfrucht — von gelblicher Farbe sind. An der Verknüpfung der Isabellenfarbe mit dem weiblichen Vornamen im heutigen Sprachbewußtsein kann jedoch diese Etymologie, sollte sie auch richtig sein, nichts mehr ändern.

Daß sich der „Treppenwitz der Weltgeschichte" der Farbenbezeichnung „isabellen" bemächtigt und sie mit einer Belagerung in Beziehung gesetzt hat, ist ein bezeichnender Umstand. Belagerungen machen auf die Zeitgenossen meistens einen nachhaltigen Eindruck. Je länger sie sich hinziehen, umso größer die Spannung und man könnte, ohne als zynisch zu gelten, fast sagen, die sensationslüsterne Menschheit habe sich, als es noch keine internationalen Sportkämpfe gab, zeitweilen an den Nachrichten über den Verlauf von Belagerungen schadlos gehalten. Kein Wunder, daß von dieser seelischen Anteilnahme an auffälligen Phasen der Kriege manche Spur auch im Wortschatz hartnäckig erhalten bleibt, sodaß man von einer ganzen Kategorie von

Wörtern, die an Belagerungen erinnern,

sprechen kann. Ich meine damit sowohl solche Wörter, die tatsächlich im Zusammenhang mit einer Belagerung oder einer bestimmten Schlacht entstanden sind, als auch jene, die allgemeiner Glaube oder etymologische Bemühung Einzelner fälschlicherweise mit solchen Kriegshandlungen in Verbindung gebracht hat. Zum letzteren Typus gehören z. B. die Anekdoten über Spiele, die die Besatzungen belagerter Orte zur Vertreibung der Langweile erfinden und die dann nach dem Namen des betreffenden Ortes benannt werden. Für das Wort Hasard, das zuerst nur „Würfelspiel" bedeutete, flatterte so eine Erklärung schon im 13. Jahrhundert auf. Als sich die Belagerung der Feste Hasard (El Azar) durch die Kreuzritter in die Länge zog, soll die arabische Besatzung zum Zeitvertreib das Würfelspiel erfunden haben. Aus dem Heiligen Land habe sich das Spiel unter dem Namen jenes Ortes in die Länder der Christenheit verpflanzt. Zweifellos ist das Wort arabischen Ursprungs, aber er ist viel älter. Im klassischen Arabisch bedeutet jasara würfeln, jasar die würfelnde Gesellschaft. Zur Zeit der Maurenherrschaft in Spanien drang das Wort in die Sprachen des Abendlandes und vom Würfelspiel verallgemeinerte sich schließlich die Bedeutung zu: Zufall, Wagnis.

Glaubhafter ist die Überlieferung, daß der Name des Kartenspiels Boston mit der Belagerung der englischen Besatzung dieser amerikanischen Stadt

durch die Truppen Washingtons (1775/76) zusammenhänge. Wenn es auch nicht nachgewiesen ist, daß Bostons Besatzung es war, die dieses dem Whist ähnliche Kartenspiel erfunden hat, so steht jedenfalls fest, daß es in den Jahren des amerikanischen Befreiungskrieges aufkam und daß es nach der Stadt Boston benannt ist.

Fälschlicherweise bringt man mit der Belagerung von Stralsund (1628) das Wort Kommißbrot in Verbindung. Wallenstein habe in den umliegenden Ortschaften durch besondere Kommissionen Mehl aufbringen und Brot backen lassen. Dieses Brot sollen dann die Soldaten zunächst Kommissionsbrot getauft haben. Aber schon viel früher, im Jahre 1552, ist in einem Straßburger Dokument die Rede von 12.000 Kommißbroten, die dem König von Frankreich geliefert wurden, und in der „Reuterbestallung" Karls V. kommt „Kommiß" im Sinne von Heeresvorrat wiederholt vor (z. B. „alles dasjenige ehrbarlich zu bezahlen, was aus der Kommiß gegeben wird"). Das Wort kommt von lateinisch commissum = anvertrautes Gut. (Von der Bezeichnung Kommißbrot aus entwickelt sich in Österreich-Ungarn „Kommiß" als Beibezeichnung von Gegenständen, Einrichtungen und Personen des Heeres. So nannte man die „ärarische Montur" Kommißuniform im Gegensatz zur „Extrauniform", die sich nicht jeder leisten konnte. Man raunzte über die Kommißkost, schimpfte den Vorgesetzten einen Kommißknopf usw. Im Ungarischen ist „komisz" aus der militärischen Sphäre hinausgewachsen und ein allgemeines Eigenschaftswort geworden mit der Bedeutung: schlecht, minderwertig, grob, gemein, bösartig).

Von der Bezeichnung Landauer für eine bestimmte Wagenform heißt es gewöhnlich, sie sei darum entstanden, weil Kaiser Joseph I. zum ersten Male so eine große offene Kutsche gebrauchte, als er 1702 zur Belagerung von Landau fuhr. (Ausführlicheres darüber und über die vorzuziehende Ableitung des Wortes Landauer aus altindisch hindola oder andola über arabisch al ondal = Sänfte s. unter dem Stichwort Kutsche in „Wörter und ihre Schicksale"). Glaubwürdiger ist ein anderer Beitrag der Belagerung von Landau an das Wörterbuch. Es handelt sich um das Wort Zickzack, das zunächst ein Wort der Belagerungskunst war, die Bezeichnung für eine gewisse Linienführung der Annäherungsgraben zur Verminderung der Sichtgefahr und der feindlichen Feuerwirkung. Nehring bucht 1720: „sicsac, ein neu Wort, so erst bey der Belagerung Landaus (seit 1703) bekannt gemacht worden."

Im Jahre 1747 belagerten die Franzosen die niederländische Stadt Bergen-op-zoom und setzten sich in ihren Besitz. Daher bekam im Französischen eine Seidenspitzenart, die eine Zeitlang in Mode war, den Namen bergop-zoom. Ein Sieg, den die Franzosen neun Jahre später errangen, hat nicht allein das französische Wörterbuch bereichert. Der 1756 erfolgten Belagerung und Eroberung der Festung Mahon auf der Baleareninsel Menorca verdankt nämlich seine Entstehung das internationale Wort Mayonnaise, ursprünglich Mahonnaise. So wurde nach dem eroberten Mahon die Tunke benannt,

die ein Pariser Koch anläßlich eines Festmahles für die Sieger erfunden hatte. (Ausführlicher darüber unter dem Stichwort Mayonnaise in „Wörter und ihre Schicksale".)

Ein anderes Speisekartenwort erinnert an einen napoleonischen Sieg. Während der Schlacht bei Marengo (14. Juni 1800) soll Napoleons Koch in Ermangelung von Butter Hühnchen mit Pilzen und Trüffeln in Öl gebraten haben. Seither heißt diese Zubereitung à la Marengo. Übrigens gibt es als Andenken an jene Schlacht auch eine französische Farbenbezeichnung; auch in Deutschland war früher für ein von der Damenmode eine Zeitlang bevorzugtes Stoffmuster, dunkelbraun mit weißen Tupfen, die Bezeichnung marengofarben gebräuchlich. Ferner ist Marengo ein Fachausdruck des Textilgewerbes für ein bestimmtes Gewebe, für ein meliertes Strickgarngewebe, dessen schwarze Grundfarbe durch beigemengte weiße Fasern belebt wird. (Da weniger staubempfindlich als rein schwarzes Tuch, wird Marengo für Cutaways bevorzugt.) Die Bezeichnung Marengo führten (nach Brockhaus) auch schwarz gefärbte Kammgarnstoffe mit Beimischung von 3—5% weißer Wolle oder Seide.

Seit der Schlacht von Waterloo (1815) hat Waterloo im Französischen die Bedeutung: Niederlage (z. B. der Ausruf quel waterloo! = welche Schlappe!). Im englischen Armeeslang ist Waterloo-day eine Bezeichnung für den Tag des Soldempfangs (Anspielung darauf, daß der 18. Juni 1815 der Tag war, an dem dem großen Korsen endgültig alles heimgezahlt wurde.) An den Oberbefehlshaber der Verbündeten bei Waterloo erinnert uns das (in einer Teighülle) gebratene Filet à la Wellington. Durch die Beliebtheit, der sich seit dem entscheidenden Anteil der Truppen Blüchers an dem Sieg bei Waterloo Preußen eine Zeitlang in England erfreute, erklärt sich die Verwendung des Eigenschaftswortes Prussian gleichsam als eines Kosewortes. So bedeutete im Slang my Prooshan blue (= my Prussian blue, mein Preußisch-Blau) etwa: mein Liebling. Der Ausdruck ist u. a. bei Dickens (Pickwickier) belegt. (Als Gegenstück erwähnen wir aus der französischen Umgangssprache: prussien = Gesäß.) An Blücher selbst erinnert im englischen Wortschatz des 19. Jahrhunderts der Ausdruck the bluchers = feine Halbstiefel.

In vielen europäischen und außereuropäischen Städten gibt es Vergnügungslokale, die Trocadéro heißen. In den Jahren vor dem Weltkrieg nannten sich in Deutschland vorzugsweise solche Lokale so, in denen die Tanzvorführungen nicht auf einer Bühne, sondern auf dem Parkett, mitten im Publikum stattfanden. Trocadéro ist der Name eines Fischerdorfes und Forts gegenüber von Cadiz. Nach hartnäckiger Belagerung eroberten die Franzosen, die damals im Auftrage der reaktionären Heiligen Allianz die liberale spanische Regierung bekämpften, am 31. August 1823 das Fort Trocadéro. Zu Ehren dieses Sieges wurde ein großer Platz in Paris nach dem Fort Trocadéro benannt. Dort wurde dann für die Weltausstellung 1878 das

Palais du Trocadéro erbaut. Mit Anspielung auf die viel besuchten Vergnügungs- und Tanzstätten der Pariser Ausstellung legten sich dann allerlei Lokale in Großstädten auch den Namen Trocadéro bei. (Eine Music-hall in London, die sich Trocadéro nannte, wurde dann kürzer Troc genannt.)

Nach der mehrere Wochen dauernden heldenhaften Verteidigung einer befestigten Station bei Mazagran in Algerien durch wenige Franzosen gegen eine große Übermacht von Arabern im Jahre 1840 heißt gewässerter schwarzer Kaffee (weil die tapfere Besatzung gegen Ende der Belagerung fast gar keine andere Nahrung mehr hatte) seither Mazagran (ausführlicher unter diesem Stichwort in „Wörter und ihre Schicksale").

In die Jahre 1857 und 1858 fällt der sogenannte Sepoy-Krieg in Indien, der Kampf der Engländer gegen meuternde Eingeborenentruppen. In einzelnen Städten verteidigten sich englandtreue Garnisonen gegen die belagernden Sepoys, andere von den Meuterern gehaltene Orte wurden von den Engländern belagert. Einer der englischen Generäle, deren Kriegsruhm die englische Öffentlichkeit beeindruckte, hieß Havelock und ein Bild von ihm, das durch die Zeitungen ging, hatte zur Folge, daß der Typus des Mantels, in dem ihn jene Zeichnung zeigte und der bis dahin eines besonderen Namens anscheinend entbehrte, fortan Havelock hieß. Man bezeichnete damals als Havelock einen der ganzen Länge nach zugeknöpften Mantel, der ärmellos war, aber mit einem langen herabfallenden, die Arme ganz bedeckenden Schulterkragen versehen war. Seither hat sich die Bedeutung dieser Mantelbezeichnung wiederholt modifiziert. Im Englischen hat übrigens havelock auch die Bedeutung: Kopf- und Nackenschleier für die Tropen.

Der Sieg der von Mac Mahon befehligten französisch-piemontischen Armee über die Österreicher am 4. Juni 1859 hat den Namen des norditalienischen Ortes Magenta, wo diese wichtige Schlacht stattfand, in aller Welt Mund gebracht. Da man für einen Teerfarbstoff, dessen industrielle Herstellung damals grade in eine neue Phase trat, einen einprägsamen Namen suchte, nannte man ihn in Frankreich magenta. Auch deutsche Wörterbücher führen die Farbenbezeichnung Magentarot, doch werden in der deutschen Farbenindustrie jetzt die Bezeichnungen Fuchsin und Anilinrot bevorzugt. Bei Magenta erwarb sich neben Mac Mahon (der Duc de Magenta wurde) auch Adolphe Niel Ruhm und Marschallstab; nach ihm wurde die einige Zeit darauf in Frankreich erzüchtete Teerose mit gelben, duftreichen, haltbaren Blüten Maréchal Niel getauft. Auch in Deutschland wurde die Marschall-Niel-Rose unter diesem Namen bekannt.

Zwanzig Tage nach Magenta errang die französisch-piemontische Armee einen neuerlichen Sieg über Österreich. Nach dem Schlachtort Solferino wurde eine Zeitlang ein bestimmtes Rot Solferinorot genannt. (Es ist mir nicht gelungen, festzustellen, durch welche Schattierung sich das nach dem 24. Juni benannte Rot von dem nach dem 4. Juni benannten unterschied.) Hier sei erwähnt, daß man nach den Rothemden Garibaldis auch von einem Gari-

baldirot sprach und jahrelang, in manchen Gegenden sogar noch Jahrzehntelang eine rote Bluse als Garibaldibluse oder einfach als Garibaldi (so z. B. in der Schweiz) bezeichnete. In Frankreich bezeichnete man auch trockenen Zwieback mit eingebackenen Korinthen als garibaldi (noch so in Klöppers Reallexikon 1900).

Als 1871 die kommunistisch verwaltete französische Hauptstadt von den Truppen der Versailler Regierung belagert wurde, verbreiteten sich überall Gerüchte von Brandstiftungen Pariser Revolutionäre; so entstanden die Ausdrücke pétroleur und pétroleuse, Schimpfwörter für die Kommunarden, später allgemein auf die Anhänger des Sozialismus übertragen.

Mit Spannung verfolgte im Burenkrieg die europäische Öffentlichkeit die Belagerung der vom englischen Obersten Baden-Powell (dem heutigen obersten Führer aller Pfadfinder) verteidigten Stadt Mafeking. Als englische Entsatztruppen im Mai 1900 Mafeking nach mehr als siebenmonatiger Belagerung durch die Buren befreiten, fanden in allen Städten Englands große Siegesfeiern statt. Seither ist der englische Wortschatz um ein neues Zeitwort bereichert: to maffick = begeisterte patriotische Kundgebungen veranstalten. (Der Ortsnamen Mafeking wurde gleichsam so behandelt, wie wenn seine Endung -ing die englische Partizipialendung wäre und es wurde ein Zeitwort daraus rückgebildet; sogenannte back-formation.)

Keine Belagerung hat so viel Spuren in den Wörterbüchern hinterlassen, wie die von Sebastopol (vom Oktober 1854 bis September 1855) im Krimkrieg. So wie sich bei der Belagerung von Cadiz (1823) vor allem der Name des Forts Trocadéro der Öffentlichkeit einprägte, so konzentrierte sich auch bei der Belagerung der russischen Festung am Schwarzen Meere durch die den Türken verbündeten Franzosen und Engländer die Aufmerksamkeit auf ein bestimmtes Fort, den Malakoff-Turm. Nicht zu Unrecht, denn der Befestigungsplan des russischen Befehlshabers, des Generals Todleben, hatte tatsächlich dem Malakoff die wichtigste Rolle in der Verteidigung Sebastopols zugewiesen. Am 18. Juni 1855 versuchten die Franzosen vergeblich das Fort Malakoff zu stürmen, aber als es am 8. September den Zuaven der Brigade Mac Mahon gelang, in den Malakoff einzudringen, war auch das Schicksal Sebastopols besiegelt und der ganze Krimkrieg entschieden. Nach dem Turm Malakoff, der sich als die Schlüsselstellung erwiesen hatte, bekam Pélissier, der französische Oberbefehlshaber den Titel eines Duc de Malakoff (indes der unter ihm an der Eroberung des Malakoff beteiligte Mac Mahon später Duc de Magenta wurde). Während der Belagerung von Sebastopol entstand im Süden von Paris, unmittelbar an dem Stadtwall, eine neue Siedlung. Das Holzgerüst für eine dieser Neubauten überragte die anderen und konnte, bei einiger Phantasie, die Vorstellung eines Turmes erwecken. Ein geschäftstüchtiger Pariser, der gerade neben diesem „Turm“ ein Gast- und Tanzhaus errichtete, nannte es, an das damals jeden bewegende Interesse appellierend, „zum Tour Malakoff“. Dieser Name ging auf die ganze Sied-

lung über, die, abgetrennt von der Gemeinde Vauves, eine selbständige Gemeinde wurde und seither — Malakoff-la-Tour heißt; sie ist jetzt ganz mit Paris verwachsen. Übrigens hat die Belagerung von Sebastopol nicht nur der Landkarte Frankreichs einen russischen Ortsnamen beschert; auf britischem Gebiet, in Wales, wurde ein kleiner Ort damals Sebastopol getauft. Bemerkenswert ist, daß die Bevölkerung von Frankfurt a. M. die von Burnitz zur Zeit der Belagerung von Sebastopol erbauten Häuser der Liebfrauenstraße noch ein halbes Jahrhundert später (Askenazy, 1904) „Malakoff" nannte. Auch im Jenaer Forst gibt es, wie Prof. Franz Blume mir mitteilt, einen Malakoffweg.

So wie mancher andere französische Sieg (Mahon-Mayonnaise, à la Marengo, Mazagran), hinterläßt auch die Erstürmung des Malakoff seine Spur auf der Speisekarte. Malakofftorte ist auch heute noch eine internationale Bezeichnung. Weniger bekannt ist, daß in Frankreich eine feine Traubenart lange den Namen Malakoff trug.

Neben der Speisekarte ist auch das Vokabular des Bekleidungswesens durch die Eigennamen, die die Kriegs- und Belagerungsberichte in aller Leute Mund bringen, leicht beeindruckbar. Den Havelock haben wir bereits erwähnt. Der Krimkrieg und die Belagerung von Sebastopol liefern dem Lexikon gleich drei neue Bezeichnungen für Kleidungsstücke. Englisch nightingale bedeutet Flanellhemd für Kranke, nach Miß Florence Nightingale, die durch ihre Verdienste um die Krankenpflege im Krimkrieg berühmt wurde. Sowohl der Name des englischen Befehlshabers im Krimkrieg, als der des russischen überlebte seinen Träger als eine Bezeichnung für eine Mantelart. Nach dem einarmigen englischen Feldmarschall Lord Raglan, der während der Belagerung Sebastopols an der Cholera starb, heißt seither der Mantel, bei dem der Ärmel nicht an der Achsel eingesetzt, sondern bis zum Kragen durchgeführt ist: Raglan. Die Bezeichnung Menschikoff für einen leichten Überzieher war in den Jahren vor dem Weltkrieg noch gebräuchlich. Fürst Menschikoff, eine Zeitlang der Oberbefehlshaber der russischen Land- und Seemacht im Krimkrieg, hat nicht wie sein Gegner Lord Raglan durch die äußere Form seines Mantels die terminologische Phantasie des Schneidergewerbes befruchtet, sondern durch einen bestimmten Vorfall, in dem sein Überzieher eine Rolle spielte. Knapp vor Ausbruch des Krimkrieges kam Menschikoff als außerordentlicher Gesandter Rußlands nach Konstantinopel. Es hieß damals allgemein, sein den kriegerischen Intentionen Rußlands gemäß schroffes Auftreten bei der Hohen Pforte habe den Krieg verursacht oder doch seinen Ausbruch beschleunigt. Durch ganz Europa ging bei Kriegsbeginn die Anekdote, der Gesandte Menschikoff habe den Großwesir, der übrigens des Sultans Schwager war, im Überzieher besucht, um ihn zu beleidigen. Diese nette Legende hat die objektive Geschichtsforschung seither zerstört. Gleich nach der Ankunft in Konstantinopel ließ Menschikoff den Großwesir bitten, ihn zunächst privat besuchen zu dürfen. Vermutlich aus einem

Mißverständnis empfing jedoch Mehemed Ali Pascha den Fürsten, der nicht in der Diplomatengala, sondern im Frack und Überzieher zur Zusammenkunft ging, dennoch offiziell. Menschikoff wartete zunächst (wie bei Hertslet-Helmolt erzählt wird) in einem langen ungeheizten Korridor, aus dem er dann noch in ein Vorzimmer zu kommen gedachte, wo er den Überzieher hätte ablegen können. Plötzlich öffnete sich aber am Ende des Korridors ein schwarzer Vorhang und der Großwesir stand im Salonanzug vor Menschikoff. Es blieb dem Russen nichts übrig, als den Überzieher rasch abzunehmen, ihn über den linken Arm zu legen und den Pascha zu begrüßen. Als die beiden Staatsmänner dann auf einem Sofa Platz nahmen, legte Menschikoff den Überzieher neben sich hin. Den Krimkrieg wird dieses harmlose Kleidungsstück wohl doch nicht entfesselt haben, aber als die Spannung, mit der die europäische Öffentlichkeit den einige Monate später beginnenden Krimkrieg verfolgte, auch seiner Vorgeschichte Interesse zukommen ließ, wurde jener Vorfall mit Menschikoffs Uberzieher so sprachgeläufig, daß wieder einmal ein Eigenname seinen Einzug ins Wörterbuch als Sachname feiern konnte, indem das Wort Menschikoff die Bedeutung Überzieher bekam. Man kann also sagen, im Kampfe um Sebastopol stand der Wettermantel des englischen Marschalls Raglan dem Überzieher des russischen Oberbefehlshabers Menschikoff gegenüber. Auf die Frage, welche Art von Überzieher als Menschikoff bezeichnet worden ist, möchte ich mich nicht einlassen, denn bei solchen Modebezeichnungen ist die Bedeutung gewöhnlich schwankend und einem raschen Wechsel unterworfen. (Ich erwähne bloß einen Beleg aus dem Jahre 1876 aus dem Pariser Figaro, der die Manteltypen Menschikoff und Ulster gleichstellt.) Die Mantelbezeichnung Menschikoff hat im Londoner Slang noch eine weitere gezeugt. Farmer-Henleys Slangwörterbuch verzeichnet: the i m m e n s i k o f f = mit Pelz schwer gefütterter Mantel. Offenbar ist hier, mit Hilfe eines Wortwitzes (immens = ungeheuer groß, maßlos), eine „Steigerung" von Menschikoff vorgenommen worden. Das Slangwort immensikoff gelangte zur Verbreitung durch den Kehrreim eines Couplets das Arthur Lloyd in den Sechziger Jahren sang und das The Skoreditch Toff hieß („Der Stutzer von Skoreditch", Sk. ist ein Londoner Stadtteil). Zur Entstehung des Ausdrucks immensikoff ist noch zu bemerken, daß „immense" lange ein Modewort war in London und in Paris, etwa wie im Vorkriegsdeutschland „kolossal". (Den Ausruf c'est immense hat in Frankreich besonders die Offenbachoperette La Jolie Parfumeuse, 1873, volkstümlich gemacht.)

Neben den aus Personennamen des Krimkrieges abgeleiteten Kleidungsbezeichnungen nightingale. Raglan, Menschikoff sei auch eine genannt, die auf einem geographischen Eigennamen beruht, auf dem Namen der Halbinsel Krim selbst. Das Hauptwort c r i m é e n n e erklärt der Larousse: langer und weiter Militärmantel mit Kapuze und Pelerine, nicht vorschriftsmäßig, aber von den Offizieren im Krieg häufig getragen. Sachs-Villatte gibt französisch

criméenne durch deutsch Havelock wieder. So mischt sich im Vokabular der Mantelmoden der Krimkrieg mit dem fast gleichzeitigen Sepoykrieg.

Ein eigener Sieg, den die Engländer im Krimkrieg errungen haben, führt zur Bereicherung des englischen Armeeslangs. Nach Balaklava, der Hafenstadt in der Krim, wo die Engländer am 10. Oktober 1854 einen großen russischen Angriff erfolgreich abwehrten, hat B a l a c l a v a - d a y im Armeeslang die Bedeutung: Zahltag. Mir scheint dieser Ausdruck aus der Tatsache des Sieges („Heimzahlung") erklärt werden zu müssen (wie oben S. 72 Waterloo-day = Zahltag). Ein englisches Slangwörterbuch erklärt jedoch: „Balaclava war die große Ergänzungsbasis für die englischen Truppen, bei den dortigen Marketendereien konnte man am besten den am Zahltag bekommenen Sold los werden."

Mit der Belagerung von Sebastopol hängt auch eng der Ausdruck T a t a r e n n a c h r i c h t = falsche oder stark übertreibende alarmierende Nachricht zusammen. Der Ausdruck geht auf ein am 2. Oktober 1854 in Wien aufgegebenes Telegramm zurück, das fälschlicherweise den Fall Sebastopols meldete (der aber erst elf Monate später, am 8. September 1855 erfolgte). Die Nachricht, hieß es in jenem Telegramm, habe ein „T a t a r" (Meldereiter) nach Bukarest gebracht. (Ausführlicheres darüber unter dem Stichwort „Ente" in „Wörter und ihre Schicksale").

Wie es bei den Siegen von Marengo und Magenta der Fall war, hat die französische Sprache auch im Krimkrieg Gelegenheit gefunden, die Listen ihrer Farbenbezeichnungen zu vergrößern. Seit der Besetzung von Adrianopel durch die Franzosen (1854) gibt es ein r o u g e a n d r i n o p l e. Übrigens wurde a n d r i n o p l e auch die Bezeichnung für einen billigen Baumwollstoff.

An den Krimkrieg erinnert auch die Bezeichnung K r i m s t e c h e r für das Doppelfernrohr. Sie ist allerdings in neueren Wörterbüchern schon durch das Wort Feldstecher „ausgestochen" worden.

Jause

nennt man nicht nur im heutigen Österreich, sondern fast überall bei den Deutschen auf dem Gebiete der ehemaligen Donaumonarchie die kleine Zwischenmahlzeit, u. zw. wenn nicht ausdrücklich anders bezeichnet, jene zwischen Mittagessen und Abendbrot. Die Zwischenmahlzeit am Vormittag bezeichnet man genauer als „Zehnerjause", ohne Rücksicht darauf, ob sie um 10 Uhr oder früher oder später eingenommen wird. Muß ja auch in der Schweiz das Z'nüni nicht gerade um 9 Uhr, das Z'vieri nicht gerade um 4 Uhr eingenommen werden[1]. In Kärnten unterscheidet man Vorjausen

1) Im Südosten der Schweiz, in Graubünden, gibt es statt Z'nüni und Z'vieri das Hauptwort Marend und das Zeitwort marenden. (Händ er

(am Vormittag) und Nachjausen[1]. Das Nachmittagsschläfchen nannte der Wiener in früheren Zeiten Jausenschlaferl.

Fälschlicherweise hat man das Wort Jause etymologisch zu jener indogermanischen Wortsippe in Beziehung gesetzt, der auch das deutsche Wort J a u c h e angehört[2]. Zu dieser Sippe gehört lateinisch jus = Brühe, französisch jus, englisch juice = Saft, altpreußisch und polnisch jucha = Brühe, woher dann unmittelbar das deutsche Jauche entlehnt ist. Aber Jause ist ganz anderer Herkunft. Das s l o w e n i s c h e Wort j u z i n a bedeutet Mittagessen, juzinati = zu Mittag essen. Die darin enthaltene slawische Wortwurzel j u g[3] mit der Doppelbedeutung „Süden" und „Mittag" (wie französisch midi, ungarisch dél[4]) ist heute durch den Namen Jugoslawien („Südslawien") allgemein bekannt. Die Entlehnung des slowenischen Wortes durch die österreichische Volkssprache erfolgte schon im 15. Jahrhundert[5]. (Im Ungarischen wurde aus dem slawischen jušina das Wort uzsonna, mit der gleichen Bedeutung wie das österreichische Jause.)

---

g'marendet?) Das Wort geht auf rätoromanisch marenda (italienisch merenda) = Mittagsbrot zurück.

1) In Steiermark heißt übrigens die Nachmittagsjause auch H a l b e r - a b e n d m a h l; den Halberabend halten = die Nachmittagsjause einnehmen. Aus dem älteren Steirischen sei noch der Ausdruck „Jausenzeitbau" erwähnt = Ackerfläche, deren Bestellung eine Arbeitsdauer von einer Jause zur andern, d. h. von der vormittägigen bis zur nachmittägigen, erfordert. — In Tirol sind neben Jaus'n auch die Synonyme Marend, Vormeß, Neuner (neunern, neunerlen) üblich. Im Unterinntal heißt die Vormittagsjause auch „Umal" (man hat versucht diesen Ausdruck als „Unmahl" zu deuten, nach Art wie Unsache = geringe Sache).

2) Aus dem Bestreben, „Jause" mit „Jauche" zu verbinden, gelangt Stucke zur gekünstelten Folgerung, „Jause" habe zunächst wohl eine Zwischenmahlzeit von vorwiegend f l ü s s i g e n Speisen bezeichnet. Dem ist entgegenzuhalten, daß die Zwischenmahlzeit, die der Bauer oft auf dem Felde einnimmt, meistens nicht flüssig ist; man beachte auch, daß man von einem G a b e l frühstück spricht, nicht etwa von einem Löffelfrühstück.

3) Zur slawischen Sippe jug gehören u. a. die Wörter: kleinrussisch juh = Süden, Südwind, juha = warmer Wind, juhovyj = südlich brennen; serbokroatisch und slowenisch jugovina = Tauwetter; bulgarisch uzin = Vesperbrot. Die Etymologie der slawischen Wurzel jug selbst ist unsicher. Sie gehört nach Berneker vielleicht zur Sippe von altindisch vjas = Macht, lateinisch augere = wachsen lassen (enthalten in augustus = hoch, erhaben und in unseren Fremdwörtern Autor, Autorität, Auktion, Auxiliar-). Die ursprüngliche Bedeutung von slawisch jug (Süden) wäre demnach Höhe, d. h. Hochstand der Sonne.

4) Man vgl. auch litauisch petus, das sowohl Süden als Mittagsmahlzeit bedeutet.

Katzelmacher

Indignatio facit versum. Entrüstung über den Feind drängt zum Reime, wofür schon Abraham a Santa Clara ein Beispiel liefert, der sich im 17. Jahrhundert ereiferte: „den Feind schlagen, die Türken jagen, die Mohammedaner zwagen,[1] die Muselmanen plagen". Bei Beginn des Weltkrieges konnte man auf vielen Eisenbahnwagen, die Truppen beförderten, die Aufschrift lesen: „Jeder Schuß ein Ruß, jeder Tritt ein Brit, jeder Stoß ein Franzos!" Als im Frühjahr 1915 auch Italien dem Habsburgerreich den Krieg erklärte, bekam jene Aufschrift eine Fortsetzung: „Jeder Kracher ein Katzelmacher!" Wer in der vielzüngigen Donaumonarchie es bis dahin noch nicht wußte, erfuhr es jetzt, daß „Katzelmacher" ein altes und verbreitetes deutschösterreichisches Schimpfwort für Italiener ist. Man gebrauchte es hauptsächlich für herumziehende italienische Taglöhner, Musikanten, Hausierer. Vereinzelt ist diese Schelte, besonders für frühere Zeiten, auch außerhalb Österreichs im oberdeutschen Sprachgebiet bezeugt; z. B. in der Schweiz in der Form Chätzlimacher. Es kommt auch bereits bei Hans Sachs vor.

Katzelmacher, wellischer Katzelmacher hatte übrigens in Österreich nicht nur die Bedeutung Italiener, sondern wurde auch als verächtliche Bezeichnung für andere romanische Völker verwendet. Am 13. März 1741, als die Kaiserin Maria Theresia ihren ersten Sohn bekam, den späteren Kaiser Josef II., war an einem Hause „am Hof" ein Transparent angebracht, dessen gereimte Inschrift mit den Worten begann: „Du Katzelmacher, pack dich fort..." Es war eine Anspielung darauf, daß die Geburt eines männlichen Erben Österreich vor der Gefahr bewahren werde, es könnte eine fremde (romanische) Dynastie Anspruch auf den Thron erheben. Jedenfalls spricht der Wortlaut jenes Transparents dafür, daß die Bezeichnung „Katzelmacher" für die „Welschen" um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Wien allgemein bekannt war. Etwa fünf Generationen später, 1873, bezeichnet Hügels Wörterbuch der Wiener Volkssprache den Ausdruck Katzelmacher als: veraltet,

---

5) Von südslawisch jug = Süden, Mittag leitet sich außer Jause auch noch ein anderes Wort der österreichischen Volkssprache ab. Der Süd- oder Südwestwind heißt in Kärnten und Steiermark der J a u k, im Salzburgischen J a u c h w i n d (fälschlich auch als Jochwind gedeutet). Das Tauwetter heißt in Kärnten J a u g w e t t e r oder J u s c h j e. Auch das tirolische jauschen = im Sonnenschein dünn regnen hängt vielleicht mit slowenisch juzi se = es taut (nämlich unter dem Einfluß des warmen Südwindes) zusammen, wenn es nicht vielleicht doch wie schweizerisch Gejänk, Jänkele = rascher Witterungswechsel zu schweizerisch jänkken, jänggen = jagen zu halten ist.

1) Zwagen = die Wäsche mit einem flachen Holze schlagen.

nur in der Umgebung noch gebräuchlich. 1898 verzeichnet H. Schukowits im „Urquell" Katzelmacher besonders als Bezeichnung für die italienischen Taglöhner der k. k. Nordbahn.

Katzelmacher war und ist tatsächlich eine verächtliche Bezeichnung, darüber kann kein Zweifel bestehen („man versteht die aufwallende Empörung der Romulusenkel über diesen wenig schmeichelhaften Ehrentitel", schrieb Prof. Knielly in der Grazer „Tagespost"), aber worin eigentlich der Schimpf besteht, darüber waren sich all diejenigen nicht sehr klar, die in den affektgeheizten Kriegstagen dieses Scheltwort im alltäglichen Gebrauch hatten. Gewöhnlich verknüpfte man damit mehr oder minder deutlich irgend welche Vorstellungen in Bezug auf die Katze: die Italiener seien Katzendiebe, sie seien Liebhaber von Katzenbraten, sie benützten zu ihren Pelzen Katzenfelle, sie mißbrauchten Katzen geschlechtlich usw. Daß der Inhalt des Schimpfwortes vom Wortlaut beeinflußt wird, ist nicht zu vermeiden, der Wortforscher kann sich aber mit der Feststellung der oft spät hinzugekommenen Bedeutungsnuancen nicht begnügen, er muß versuchen, die wirkliche sprachliche Herkunft des Ausdrucks aufzudecken. Es liegen mehrere Etymologien für das Wort Katzelmacher vor, genauer gesprochen für den ersten Bestandteil dieser Zusammensetzung.

1) Vor allem erwähnen wir diejenigen, die glauben, dem sprachlichen Augenschein trauen zu dürfen und im ersten Teil des Ausdrucks wirklich die „K a t z e" sehen. Es wird eben der in das Schimpfwort offenbar nachträglich hineingelegte Sinn, der die Italiener des Katzenessens[1] beschuldigt, gleichzeitig auch als das entscheidende etymologische Moment ausgegeben. Andere schaffen derart eine Verbindung zwischen dem Begriff des Italieners und dem der Katze, daß sie auf die italienischen Händler von Ton- und Gipsfiguren (figurini) hinweisen, die vor dem Weltkriege in deutschen Ländern herumzogen. Diese hätten auch kleine Katzenstatuen verkauft. Aber doch bei weitem nicht so viel Katzen, als Dantes, Napoleons, Goethes. Warum sollten dann diese Gipsfigurenhändler und alle ihre Landsleute nach den Katzen benannt worden sein? (Da gibt es schon viel mehr Katzen unter den kleinen Kunstwerken der Kopenhagener Porzellanmanufaktur, ohne daß

1) Der Vorwurf des Katzenessens ist volkskundlich auch sonst belegt und diese Schelte hat sogar einen Beitrag zur Familiennamenbildung geliefert. In der ungarischen Hauptstadt lebt seit vielen Generationen eine aus Graubünden oder dem Tessin eingewanderte Familie, in der das Kaminfegergewerbe erblich ist. Ihr Familienname war früher Menegatta (Mangiagatta = friß' die Katz!) und ist mittlerweile zu „K a t z e n b e i ß e r" verdeutscht worden. Im Wiener Adreßbuch 1937 finde ich den Namen Katzenbeißer 26mal vertreten.

man die Dänen jemals als Katzelmacher bezeichnet hätte.) Auf die Deutung, die Italiener seien Katzelmacher, weil sie es „mit Katzen machten", d. h. Sodomiten seien, wollen wir weiter unten zurückkommen, wo wir die Ableitung von „Katzelmacher" aus „Ketzer" erörtern werden.

2) Die Polenta, der beliebte Maisbrei der Italiener, wird im Italienischen auch cascia genannt; auch mit diesem letzteren Worte wollte man Katzelmacher in Verbindung bringen. (Allenfalls ist richtig, daß Spottwörter und Schimpfnamen, die von wirklichen oder angeblichen Lieblingsspeisen gewisser Völker hergenommen sind, verschiedentlich vorkommen; so werden im französischen Argot Engländer als „biftecks" bezeichnet und wird in deutschen Liedern der jüngsten Zeit von den Juden als dem „Volk der Knoblauchfresser" gesungen.)

3) Für die im Wiener „Fremdenblatt" 1915 ausgesprochene Meinung von Prof. Hammer, Katzel- sei eine Verballhornung von cacio = Käse, spricht einzig der Umstand ein wenig, daß man die Italiener an manchen Orten auch „Käsestecher" nennt. (Den damals von F. Pollak erhobenen Einwand, in Österreich hausierende Italiener hätten zwar mit Käse gehandelt, ihn aber nicht selbst „gemacht", kann man jedenfalls nicht gelten lassen; volkswirtschaftliche Genauigkeit muß man von einem volkstümlichen Scheltwort nicht verlangen.)

4) Die Deutung von Katzelmacher aus „Kotzenmacher" (Kotze = zottiges Tuch, grober Teppich) ist bloß ein Einfall und durch nichts zu stützen.

5) Etwas mehr hat für sich die Deutung, Katzelmacher sei eine Verderbung von Kesselmacher. Neben den wenigen seßhaften Kesslern, die zu den zünftigen und ehrbaren Handwerkern gehörten, gab es in nicht geringer Zahl herumziehende Kessler, wohl hauptsächlich nur Kesselflicker und Verkäufer von anderwärts verfertigten Waren, die außerhalb der Gewerbeordnung standen und eigene Verfassung hatten. Sie bildeten, wie das Schweizerische Idiotikon vermerkt, ein „Königreich" (wie etwa die fahrenden Musikanten, die „Pfeifer") und hatten in der Schweiz einen Chessler-Chünig. Die Kessler hatten angesichts ihrer unsteten Lebensweise natürlich einen zweifelhaften Ruf und das Wort Kessler nahm einen entsprechenden Nebenbegriff an, so daß es fast gleichbedeutend wurde mit Landstreicher, Vagabund. 1531 nennt Heinrich Bullinger die „widertäufferisch Rott" eine Kesslergesellschaft, in der Berner Bettlerordnung 1727 werden angeführt: „alles frömbde Bettel- und Strolchen-Gesind, ausländische Korbmacher, Kessler und Spengler". Man sprach auch von Kesslerpack, Kesslerware. Jeremias Gotthelf gebraucht Kesslerwesen im Sinne von: unstetes Wesen.

Chessler hat in der Schweiz auch die Bedeutung: Schmeichler, charakterloser Kerl, ferner einer, der Stimmen zur Erlangung eines Amtes erkauft, daher Chessleri für Wahlumtriebe. Für den verächtlichen Gebrauch von Kessler, Kesselflicker, Kesselmacher dürfte auch maßgebend gewesen sein, daß dieses Gewerbe auch von herumziehenden Zigeunern ausgeübt wurde. Auch die slowakischen „Rastelbinder", die vor dem Krieg in Österreich herumzogen, erfreuten sich keines großen Ansehens. Wenn nun Kessler, Kesselmacher eine allgemeine verächtliche Bezeichnung für herumziehende fremdsprachige Händler und Arbeiter überhaupt war, so mag dies zu gewissen Zeiten und an gewissen Orten auch für italienische Arbeiter und Hausierer gegolten haben und es wäre grundsätzlich immerhin möglich, daß der Ausdruck „Kesselmacher" die Vorstufe von „Katzelmacher" war.

6) Das Wort Kessel (althochdeutsch kezzil) kommt von lateinisch catinus[1] = Napf, Schüssel, Wasserkessel der Handfeuerspritze. Dieses lateinische Wort hat außer „Kessel" noch einen zweiten Abkömmling, der für die Deutung von „Katzelmacher" herangezogen worden ist. Von lateinisch catinus stammt nämlich auch italienisch c a z z a (oder gazza, grödnerisch tgiazza) = R ü h r l ö f f e l. Auch das Schweizerische und das Bayrisch-Österreichische weisen zur selben Wurzel gehörige Löffelbezeichnungen auf und es muß dahingestellt bleiben, ob sie Entlehnungen aus dem Italienischen sind oder zu den frühen und unmittelbaren Nachkömmlingen des Vulgärlateins in den alpenländischen Mundarten gehören. Der Gatzen und das Gätzi waren schweizerische und südösterreichische Bezeichnungen für metallene oder hölzerne Schöpfkellen. Vom frühen Vorkommen in Österreich zeugt „Katzen" in einem Inventar von 1482 (O. v. Greyerz). Tirolische, kärntnerische und steirische Wörterbücher buchen den Ausdruck „die Gatz" oder „der Gatzen". Unger-Khull verzeichnet für Steiermark auch die Verkleinerung Gatzel, Gatzerl. In Tirol nennt man die Seihkelle zum Seihen von Flüssigkeiten, z. B. der Milch, Seichgatzl. Nun haben die italienischen Hausierer, die in Österreich, vor allem natürlich im benachbarten Tirol, mit allerlei billigen Waren herumzogen, unter anderem auch Schöpfkellen und hölzerne Löffel verkauft, und man mag von ihnen angenommen haben, daß sie solche primitive Küchengeräte, „Gatzen", selbst anfertigten. Die Bezeichnung Katzelmacher sei also zunächst gar kein Schimpfwort gewesen, sondern eine sachliche Feststellung des Gewerbes der italienischen Holzlöffelmacher und -verkäufer, das Wort habe nur einen verächtlichen Charakter bekommen, weil

---

1) Die Umwandlung von n zu l zeigen nach der Zusammenstellung von Kluge-Goetze außer catinus-Kessel auch: Esel aus lateinisch asinus, Igel zu griechisch echinos, Himmel zu gotisch himins, Kümmel aus semitisch kammun.

eben die herumziehenden Löffelverfertiger, die „Löffler", als ebenso verächtlich galten, wie die unzünftigen Kessler, Spengler und alles fahrende Volk. Der stärkste Einwand gegen die Deutung von Katzelmacher als Gatzl-(cazza-, Löffel-)macher ist, daß der Ausdruck Katzelmacher bereits zu einer Zeit bestand, als noch keine italienischen Hausierer und Handwerker durch die deutschen Lande zogen.

7) Einer weiteren Etymologie von Katzelmacher liegt eine Vokabel des italienischen erotischen Wortschatzes zugrunde: cazzo = männliches Glied. Aus dem Worte cazzo ist bereits vor vier Jahrhunderten ein deutscher Ausdruck gebildet worden und zwar einer, der — nach dem Grundsatze pars pro toto — zur Bezeichnung eines Menschentypus diente. Der Leipziger Michael Lindener hat 1558 eine derbe, besonders auch in eroticis sich wenig Zurückhaltung auferlegende Schwanksammlung unter dem Titel „Katzipori" veröffentlicht („darinn newe Mugken, seltsame Grillen, unerhörte Tauben, visirliche Zotten verfaßt und begriffen sind"). Der öfters vorkommende Ausdruck Katzipori — Lindener gebraucht diese Form sowohl als Einzahl als auch als Mehrzahl — kommt anscheinend von italienisch cazzo = penis und bedeutet nach E. Trauschke dort etwa: geiler, auf derbe Liebesabenteuer erpichter Geselle, vielleicht auch schlechthin „Kindermacher".

Zu „Katzelmacher" soll das italienische Wort cazzo auf dem Wege seiner Rolle als Fluchwort führen. Daß der Italiener den Ausruf cazzo für jede Gelegenheit bereit halte, ohne sich um den obszönen Wortsinn zu kümmern, wußte man auch außerhalb Italiens. In Blumauers Äneis-Travestie (1788) lautet eine Stelle: „Er sperrte Maul und Augen auf und rief zu allem: cazzo." Unter anderem soll auch Benedikt XIV., der um die Mitte des 18. Jahrhunderts auf St. Petri Stuhl thronte, den Ausruf cazzo ständig im Munde geführt haben. Als ein Höfling ihn an die Schmutzigkeit des Wortes zu erinnern wagte, soll er erwidert haben: „Cazzo, cazzo! Ich werde es so oft sagen, bis es nicht mehr schmutzig ist, cazzo!" Mirabeau erzählt die Anekdote von den Studenten in Padua, die einmal mitten in der Nacht einen Professor weckten und in den Vorlesungssaal holten, damit er über die richtige Schreibweise eines Wortes entscheide, das zu den allerhäufigsten im italienischen Sprachgebrauch gehöre. Als sich nun der Gelehrte im vollen Ornat die Streitfrage vorlegen ließ, stellte sich heraus: es war die Frage, ob man cazzo mit einem oder mit zwei z zu schreiben habe.

Der Ausruf cazzo hat nicht nur den Charakter eines Fluches, sondern ist auch der Ausdruck der Überraschung, der Ungeduld, der Ablehnung, paßt sich überhaupt der Gesprächslage in ebenso schmiegsamer Weise an, wie

etwa im Bayrisch-Österreichischen das Götz-Zitat. Der Ausruf cazzo wird auch häufig als Schmähruf verwendet, z. B. gegen einen Dummkopf. Besonders ist auch in jenen italienischen Gebieten, die mit dem Deutschtum nachbarlich in Berührung kommen, der Gebrauch von cazzo gang und gäbe. So ist im teilweise gemischtsprachigen Friaul cazz! ein verbreiteter Ausruf im Sinne etwa von „Potztausend"[1].

Daß Katzelmacher vom italienischen Sexualwort cazzo, bezw. von dessen fluchartiger Verwendung kommt, wird von Schmeller, Lexer und Unger-Khull vertreten. Mit dem Ausdruck Katzelmacher habe man die Angehörigen des italienischen Volkes bezeichnet, weil man sie an dem häufigen und typischen Ausruf cazzo erkannte[2]. Der Ausdruck Katzelmacher gehört also nach dieser Deutung zu jenen Spitznamen für einzelne Menschen, Menschentypen oder ganze Völker, die nach einem Lieblingsausdruck oder einem Lieblingsfluch gebildet sind, wie z. B. französisch le goddam für Engländer, spanisch didones (von dis-donc) für Franzosen usw. (Vgl. die diese sprachliche Erscheinung betreffenden Ausführungen unter dem Stichwort „Janhagel" in „Wörter und ihre Schicksale".)

8) Als letzte behandeln wir jene Deutung von Katzelmacher, die das Wort von K e t z e r (Abtrünniger des richtigen Kirchenglaubens) ableitet. Diese Deutung hängt mit einer Epoche der Religionsgeschichte zusammen. Seit Ende des 10. Jahrhunderts kommen von der Balkanhalbinsel verschiedene ketzerische Richtungen herüber, die besonders in Norditalien, in der Schweiz und in Südfrankreich Boden fassen und deren Anhänger unter verschiedenen Namen — Katharer, Gazari, Manichäer, Albigenser usw. —

---

1) Der italienische Ausruf cazzo hat auch im e n g l i s c h e n Slang Eingang gefunden; z. B. heißt es einmal bei Dickens (im Oliver Twist, 1838): „Gadso! said the undertaker". Der Ausruf erscheint im Englischen auch zu gadzooks verderbt. Farmer-Henleys großes Slangwörterbuch (1893) spricht von einem Überbleibsel des Phallizimus in gewissen volkstümlichen Flüchen und Ausrufen, besonders bei den romanischen Völkern und verweist auf spanisch carajo (eigentlich: penis) und cojones (eigentlich: Hoden) und auf italienisch cazzo.

2) Österreichische Teilnehmer am italienischen Feldzug 1859 erzählten, es sei unter den Soldaten der Glaube verbreitet, die Italiener pflegten ihre Gefangenen zu kastrieren und ihnen das abgeschnittene Glied in den Mund zu stecken; die Italiener nannten dieses Verfahren fare il cazzo, den Cazzo machen und daher rühre das Schimpfwort Katzelmacher. Daß unter den österreichischen Soldaten Gerüchte von solchen Grausamkeiten verbreitet sein mochten und daß solche Gerüchte zu jener Deutung des Schimpfwortes Katzelmacher führen mochten, soll nicht bezweifelt werden. Daß es jedoch nicht die richtige Etymologie ist, geht schon daraus hervor, daß das Schimpfwort viel ä l t e r ist.

bekannt waren. Die Häresie — ihre wichtigste religiöse These war dualistisch: Gott als Herr des Himmels, der Teufel als Schöpfer und Herr der Erde — verbreitete sich rasch in allen Ständen der Bevölkerung und gelangte im 12. Jahrhundert zu großer Bedeutung. Sie erhielt sich bis an den Anfang des 14. Jahrhunderts, nachdem sie bereits eine derartige Ausdehnung erreicht hatte, daß zu ihrer Bekämpfung besondere Kriege (Albigenserkreuzzüge) geführt werden mußten. Die endgültige Ausrottung besorgte die Inquisition.

Dem Kampf mit Feuer und Schwert ging, wie es gewöhnlich der Fall ist, auch einer mit geistigen Waffen voraus. Die Kirche ließ über die Irrgläubigen verbreiten, daß sie Unzuchtorgien feierten, bei denen sie den Teufel in Gestalt eines Bockes oder einer Katze anbeteten. Knielly weist darauf hin, daß in alten bildlichen Darstellungen Ketzer und Hexen einer Katze huldigend den Hintern küssen. Auf Grund solcher Vorstellungen mengte sich schon im 12. Jahrhundert der lateinische Ausdruck catarus (Katharer[1], von griechisch katharos = rein[2]) mit lateinisch catus = Kater[3]. Unter Verkennung der Abstammung aus griechisch katharos und mit bewußt wortwitzartiger Etymologie, wie sie zu polemischen Zwecken stets beliebt war, schrieb z. B. Alanus in seiner Schrift „Contra Waldenses": catari dicuntur a cato, quia osculantur anum cati, in cuius specie, ut dicunt, apparet eis Lucifer, sie heißen Katharer nach dem Kater, weil sie den Hintern des Katers küssen, in dessen Gestalt, wie sie sagen, Lucifer ihnen erscheint. In einer lateinischen Predigt des 14. Jahrhunderts heißt es ähnlichen Sinnes: unde bene chetzer dicitur (haereticus), quod sicut cattus multos inficit, postquam buffonem in occulto lingit. Und schon im 13. Jahrhundert bringt der Franziskaner Berthold von Regensburg den Namen der „Ketzer" mit der „Katze" in Verbindung.

Nach Ausrottung der Katharer verblieb das Schimpfwort Ketzer weiter im deutschen Sprachgebrauch, besonders bei den südlichen Sprachstämmen, u. zw. einerseits als Schelte für Italiener (weil doch die alte Häresie bei ihnen verbreitet gewesen war), andererseits als allgemeines Scheltwort. Elsässische

---

1) Ungerechtfertigterweise hat man übrigens die Bezeichnung Katharer auch mit der dalmatinischen Stadt Cattaro in Verbindung gebracht; man nannte die Sektierer daher auch Cattarener.

2) Ein anderes Beispiel aus der Religionsgeschichte, wo die Anhänger einer Sekte sich als die „Reinen" bezeichnen, liefern die englischen Puritaner (zu lateinisch purus, rein).

3) Nicht nur mit griechisch katharos = rein berührt sich der Name der männlichen Hauskatze zufällig, sondern auch mit griechisch katarrhus = Herabfluß (deutsch: Katarrh), woher daher wohl Kater = Katzenjammer kommt (vgl. S. 195).

Kraftausdrücke sind z. B.: du dummer Ketzer, Ketzerbu, Ketzerwetter, e ketzeri Kälte. Schweizerisch: fuler Chetzer, wüester Chetzer usw. Aus dem Bernischen ist verzeichnet worden: er louggnet (leugnet) wie ne Chätzer; im Dörfli ume chätzere (herumstrolchen); er het e Chätzer, es Chätzerli (Rausch, Räuschlein). Dabei ist die sodomitische Komponente auch nach dem Verschwinden der Katharer nicht ganz verblaßt. Die religiösen Gegensätze während der Reformation haben vielmehr dazu beigetragen, daß Andersgläubige wieder den Vorwurf der widernatürlichen Wollust zu hören bekamen. Bei Johannes Fischart taucht das Schimpfwort Katzenhinternlecker auf. Die protestantischen Berner wurden verdächtigt, sich in ihren religiösen Zeremonien an Katzen zu versündigen und wurden daher von ihren katholischen Nachbarn „Katzenküsser" geschimpft, und ein langwieriger Grenzkrieg mit den Unterwaldnern, in den Bern verwickelt wurde, soll auch diese Schmähung zur Ursache gehabt haben.

Im Schimpfwort Ketzer, selbst wenn es nur eine Umgestaltung von katharoi, die Reinen, bezw. der damals in der Po-Ebene verbreiteten italienischen Form gazari sein sollte, klang also der Vorwurf des Katzenhinternküssens mit und Ketzer könnte demnach auch ein abgekürzter Ausdruck jenes Vorwurfs der Sodomie sein. Und wenn später aus Ketzer Katzelmacher geworden ist, so hat sich nur der in jenem kurzen Schimpfwort latent gebliebene obszöne Vorwurf wieder einen deutlichen sprachlichen Ausdruck verschafft. Warum dabei aus Ketzer gerade Katzel m a c h e r geworden sei, bliebe noch ungeklärt. Mitgewirkt hat dabei vielleicht der seit dem 15. Jahrhundert gebrauchte Ausdruck „Ketzermacher" = ein Mensch, der andere zu Ketzern machen will, verleumdet oder heimtückisch betrügt.

Jedenfalls ist zu beachten, daß — auch wenn angenommen wird, daß „Katzelmacher" tatsächlich von K e t z e r kommt — die eigentliche Etymologie von Katzelmacher noch nicht am Ende ist, denn auch für das Wort „Ketzer" selbst stehen drei verschiedene Ableitungen zur Wahl:

a) die schon erwähnte vom Namen der Katharersekte, also mittelbar aus griechisch k a t h a r o s = rein, wobei sich demnach die Bedeutung aus der Vorstellung der Reinheit grade zur verruchten Unreinheit und Unkeuschheit verkehrt hätte,[1]

---

1) Mit den Sekten der Katharer, Albigenser und Waldenser hängt auch ein verbreitetes französisches Schimpfwort zusammen: b o u g r e = Schuft, verworfener Kerl kommt vom Namen der B u l g a r e n, weil die Sekte der Bogomilen in Bulgarien verbreitet war, bezw. weil die Bulgaren schon als Angehörige der orientalischen Kirche als Ketzer galten. Unmittelbar scheint das französische Schimpfwort auf italienisch buggerone, bugiarone = Sodomit (aus

b) die Ableitung von K a t z e,[1] so daß „Ketzer" eigentlich „Katzer" heißen sollte, hätte die alemannische Form Chätzer nicht zu schriftsprachlich Ketzer geführt;

c) die von Collitz und Kluge-Götze vertretene Auffassung, die Ketzer (und seine älteren Nebenformen Kötzer, Quetser) auf das Zeitwort q u e t s c h e n (zu lateinisch quatere = schütteln, stoßen, zerschmettern) zurückführt, dessen alter Sinn verletzen, zertrümmern, schädigen ist, so daß Ketzer die eigentliche Bedeutung Schädiger, Schänder hätte.

Rückblickend auf all diese Deutungen von Katzelmacher sehen wir also, daß man den Ausdruck ableitet: von Katze, und zwar unmittelbar (1) oder über Ketzer (8b) oder von cascia = Maisbrei (2) oder von cacio = Käse (3) oder von Kotze = Teppich (4) oder von Kessel (5) oder von cazza = Rührlöffel (6) oder von cazzo = Penis (7) oder von katharos = rein über Ketzer (8a) oder von quetschen über Ketzer (8c).

Es darf angenommen werden, daß in gewissem Sinne mehrere Quellen bei der Entstehung der Schelte Katzelmacher zusammenflossen, daß bedeutungsgeschichtliche Quereinflüsse auf die Wortform eingewirkt haben, daß also ein Fall von etymologischer Überdeterminierung vorliegt. (Zur Frage der „Überdeterminierung" vgl. das Stichwort „Gas" in „Wörter und ihre Schicksale").

---

lateinisch bulgarus = Bulgare) zurückzugehen; das italienische Zeitwort buggerare bedeutet: widernatürliche Unzucht treiben, schänden; in übertragenem Sinne: betrügen. Daher auch im Deutschen B u s e r a n t = Homosexueller. Wir sehen also auch im Falle Bulgare-bougre, wie beim deutschen Schimpfwort Ketzer, die Vorstellungen Irrgläubiger und Tierschänder ineinanderfließen.

1) Die Verknüpfung der Vorstellungen K e t z e r und K a t z e ist auch selbst mehrfach begründet. Zunächst bezieht sie sich auf die angeblichen u n s i t t l i c h e n Vorgänge bei den Irrgläubigen. Wobei auch zu bemerken ist, daß die Italiener überhaupt für die benachbarten Deutschen Jahrhunderte hindurch als Träger der unnatürlichen Wollust galten. Geiler von Kaisersberg (1445—1510), der gegen die Kuh-, Buben- und Frauenketzer wettert, nennt die perversen Ausschreitungen an Tieren, besonders an Ziegen und Katzen: „der Walen (Welschen) Kezerey". Eine andere Bedeutungsbrücke zwischen den Vorstellungen Ketzer und Katze ist die n ä c h t l i c h e Betätigung. Zwei gelehrte Jesuiten, Jakob Grether und Gottfried Henschen, vertraten die Meinung, man habe die Irrgläubigen „Kater" (katharoi) genannt, weil sie, wie die Kater, ihre Versammlungen bei Nacht abhalten. Und endlich ist auch der Umstand, daß die Katze als falsch und heimtückisch gilt, für die Verbindung Katze-Ketzer förderlich, zumal da die Italiener, die dem süddeutschen Volke als Träger religiösen Irrglaubens bekannt waren, außerdem auch als besonders falsch galten („ein Wälscher ist ein Verfälscher").

Killen

kennt das Grimmsche Wörterbuch (der Band K ist aus dem Jahre 1873) nur in der Bedeutung „liebkosen" (dazu kille = sanft, zärtlich, traulich und schwedisch kela, dänisch kjäle = liebkosen, hätscheln). Etymologisch ganz unabhängig von dieser Wortsippe ist der drastische Ausdruck killen = töten[1], der erst in der Nachkriegszeit zur allgemeinen Verbreitung gelangt, obwohl er als Volksausdruck gelegentlich bereits früher erscheint. Er geht auf eine anscheinend germanische Wurzel zurück, die im englischen Zeitwort to kill = töten fortlebt. Killed in action war im Krieg der amtliche Ausdruck für: im Gefecht gefallen; to kill time, sagte der Engländer, indes wir die Zeit vorzugsweise nicht töten, sondern nur vertreiben; to kill two birds with one stone = zwei Vögel mit einem Stein erschlagen — ein Vorgang, wo der Deutsche mit Fliegen vorlieb nimmt.

Im Englischen bedeutet das Zeitwort kill aber nicht nur töten, sondern auch vernichten, beseitigen, aufheben, daher z. B. in der amerikanischen Journalistensprache auch: eine Stelle tilgen, streichen (das „deleatur!" unserer Buchdrucker). Diese Bedeutung war französischen Beamten offenbar nicht bekannt, denn als 1920 ein amerikanischer Journalist in Paris seinem Blatte als Nachtrag zu einer vorher abgesandten Depesche kabelte: „kill lloyd george" (Streiche Lloyd George, nämlich die ihn behandelnde Stelle) wurde er wegen Verdachts eines Mordkomplotts verhaftet und erst nach sprachkundlicher Aufklärung von Seiten der amerikanischen Botschaft freigelassen.

Knickebein

ist ein Likör, dem ein ganzer Eidotter beigegeben ist. Der Name wird so aufgefaßt, daß diese Mischung in die Beine geht, die Beine knickt. Über das Entstehen des Ausdrucks gibt es eine dichterische Überlieferung. Es heißt in einem Studentenliede, das eine scherzhafte Nachbildung eines Gedichtes von Schenkendorf ist: „Als der Sandwirt von Passeyer — Innsbruck hatt' mit Sturm genommen, — Ließ er sich ein Dutzend Eier — Und ein Dutzend Schnäpse kommen, — Machte daraus eine Mischung, — Schlürft' sie mit Behagen ein. — Seitdem nennt man die Erfrischung — In ganz Deutschland Knickebein."

---

1) Zu einer dritten etymologischen Gruppe scheint der ostfriesische Ausdruck Kille = Rinne, natürliche Wasserleitung zu gehören. Er dürfte verwandt sein mit kollern = sich rollend bewegen und daher auch mit Kugel und mit Keule (Stock mit verdicktem, kugelförmigem Ende).

Aber nach anderer studentischer Überlieferung wird die Erfindung des Knickebeins nicht mit dem Tiroler Freiheitshelden Andreas Hofer verbunden, sondern mit einem mecklenburgischen Studio zu Jena; er sei stets mit eingeknickten Beinen gegangen, daher habe sein Lieblingsgetränk seinen Spitznamen Knickebein geerbt.

Jedenfalls ist das Wort Knickebein als imperativische Bildung aufzufassen, als eine zum Hauptwort erstarrte Befehlsform nach Art von Vergißmeinnicht, Stelldichein, Tunichtgut, Luginsland. Gerade unter den volkstümlichen Bezeichnungen für Schnäpse finden sich viele solche erstarrte Imperative. So kennen zum Beispiel niederdeutsche Mundarten den Ausdruck Smitum („schmeiß um!") für Branntwein. Ein Leipziger Ausdruck für Schnaps lautet: Wuppdich. Hessisch ist: Rackermichdichtig. Eigentlich ist auch das Wort Schnaps selbst imperativischer Herkunft: „schnapp es!". Im Französischen heißt ein starker Schnaps casse-gueule, das heißt: „Spreng die Kehle". Noch drastischere und ebenfalls imperativische Volksausdrücke der Franzosen für einen starken Schnaps sind casse-pattes (Brich die Pfoten) und roule-par-terre (Wälz dich auf dem Boden).

Kur

In dem Satze „Der kurländische Kurier läßt sich nicht kuranzen, er hat Kurage und macht der Tochter des kurfürstlichen Kurschmieds die Kur" kommt siebenmal „Kur" vor, und jedesmal ist diese Lautfolge anderer Herkunft und anderer Bedeutung.

1) Kur im Worte Kurland ist der Name der Kuren, eines einst an der Ostsee lebenden, vielleicht finnisch-ugrischen Volkes, das in die Liven, Letten und Litauer aufging und dem von ihnen bewohnten Lande den Namen Kurland gab. (Daher auch Kurisches Haff, Kurische Nehrung.)

2) Kur- = Lauf. Von lateinisch currere (Supinum: cursum), französisch courir kommen außer Kurier = Eilbote auch die Fremdwörter kurant = laufend, gangbar („Preiskurant" ist eigentlich ein Verzeichnis der eben laufenden, d. h. der gültigen Preise), Kurrende (Laufchor, von Haus zu Haus wandernde, singende Schüler), Kurs (Lauf, Umlauf, Lehrgang), kursiv, Exkurs, Diskurs, Rekurs, Sukkurs, Konkurs, Konkurrenz, curriculum u. a. m., auch Korso und Korsar (daraus „Husar", s. dieses Stichwort in „Wörter und ihre Schicksale").

3) Kuranzen = in Zucht nehmen, hart anfassen, kommt — ebenso wie unser Fremdwort Karenz = Wartezeit, Sperrfrist — von mittellateinisch

carentia = Bußübung mit Geißeln (zu lateinisch carere = entbehren, einem Orte fern bleiben) und hat ursprünglich in verschiedenen Mundarten noch karanzen oder koranzen gelautet.

4) Kur- in französisch courage = Mut aus coeur = Herz, das auf lateinisch cor, cordis zurückgeht, ist auch enthalten in unseren Fremdwörtern kordial, Akkord, Rekord, Konkordat; auf die griechische Vertretung dieser Sippe (kardia = Herz) gehen Fachausdrücke der Medizin, wie endocard, pericard zurück.

5) Kur- = Wahl kommt besonders in Zusammensetzungen vor wie: Kurfürst (Fürst, der an der Kaiserwahl beteiligt ist), Kurmark, Kurhessen, Kurpfalz, Willkür (früher auch Willens Kür, z. B. im Faust: „Des allgemeinen Willens Kür bricht sich an diesem Lande hier"), Walküre (die unter den Toten des Schlachtfeldes, der „Wal"-statt, wählt), Kürturnen (bei dem sich jeder nach eigener Wahl turnerisch betätigen kann, im Gegensatz zum Riegenturnen), Kürlauf, kurz auch „die Kür" genannt (Vorführung nach eigener Wahl bei den Wettbewerben im Kunsteislauf, im Gegensatz zum Pflichtlauf), Kurkind (Wahlkind, d. h. Adoptivkind). Die Silbe kur oder kür in allen diesen Wörtern dürfte urverwandt sein mit altindisch jus = erwählen, gern haben und mit lateinisch gustus, Geschmack (Zeitwort gustare)[1], auf dem u. a. italienisch gusto, französisch goût[2] = Geschmack, französisch choisir, englisch choose = wählen fußen. Von althochdeutsch kiosan (gotisch kiusan) = prüfend wählen leiten sich die altertümelnden Zeitwörter kiesen und küren[3], erküren[4] ab (daraus auserkoren = auserwählt). In Mundarten finden wir heute noch kiesig = wählerisch

---

1) Die in gustare vorausgesetzte indogermanische Stammwurzel wird auch in Augur (aus avis = Vogel und gustare) = Vogelprüfer, Zeichendeuter vermutet, so daß vielleicht auch das Fremdwort inaugurieren zu dieser großen Sippe Kurfürst — Willkür — auserkoren — Ragout — kosten gehört.

2) Dazu auch unsere Fremdwörter Degout, Ragout, in denen noch die lateinischen Vorsilben de- und re- enthalten sind.

3) Neuerdings scheint der Gebrauch von „küren" eine Belebung zu erfahren, offenbar weil dieses Zeitwort geeignet erscheint, das wegen der Verfemung demokratischer Einrichtungen unansehnlich gewordene Zeitwort „wählen" zu ersetzen. So spricht z. B. der sudetendeutsche Führer Konrad Henlein im Jahrbuch 1935 des Volksbunds für das Deutschtum im Ausland von den Männern, „die um ihren in Treu gekürten Führer in unbedingter Gefolgschaft stehen."

4) Zur Frage der Wandlung des s zu r (kiesen = küren) vgl. die Ausführungen über „Rhotazismus" im Anschluß an das Stichwort „Hoffart" in „Wörter und ihre Schicksale".

beim Essen, kören = wählen auf dem Viehmarkt. Der Familienname Kiesewetter bedeutet wörtlich: Prüf-das-Wetter, Beurteile-das-Wetter, Schau-nach-dem-Wetter. Zu dieser Sippe gehört schließlich auch das Zeitwort „kosten" = durch Schmecken prüfen.

6) Kur- = Sorge gehört zu lateinisch cura und ist seit Anfang des 16. Jahrhunderts im Deutschen für ärztliche Fürsorge gebräuchlich. Die Wurzel kommt in vielen Ableitungen und Zusammensetzungen vor: kurieren, kurabel, kurios (eigentlich: besorgt, interessiert), Kurarzt, Kurort, Kursalon, Kurtaxe, Kurschmied (Hufschmied, der die Tiere auch heilt), Kurpfuscher, Kurat, Kurator, Kuratel, akkurat, Sinekure, Prokura, Prokurist, Prokurator (im Ungarischen zu prókátor verkürzt), Pedikure, Manikure, Custor, Custos. Zu lateinisch cura = Sorge gehört ferner auch se-curus = sicher, daraus italienisch sicuro, französisch sûr (aber neben sûreté auch sécurité), englisch secure und sure, im Deutschen vertreten nicht nur durch das Fremdwort Assekuranz, sondern auch durch das Lehnwort „sicher".

7) Kur- = Hof — besonders in Kur machen (Hof machen, „hofieren"), Kurtisane, Courtoisie — kommt von französisch cour = Hof und dieses (über mittellateinisch cortis, fürstlicher Hof) aus lateinisch cohors[1] = eingezäunter Raum, Abteilung, Soldatenabteilung, worauf mittelbar auch unsere Fremdwörter Kurie, kurial, Kortege (Ehrengefolge), Cortes (spanisches Parlament) fußen.

Lücken büßen

Lücke (althochdeutsch lukka) ist verwandt mit „Loch", dessen ursprüngliche Bedeutung: Verschluß, Gefängnis, verborgener Aufenthalt, Höhle, Öffnung.

Büßen ist verwandt mit gotisch bota = Besserung, das sowohl mit besser und best (samt dem zu diesem Komparativ und Superlativ gehörigen heute veraltet klingenden baß) zusammenhängt, als auch mit Buße. Das althochdeutsche buoza im Sinne Besserung, Gutmachung hat sich immer mehr auf das rechtliche und kirchliche Gebiet verengt, daher ist Buße gleich Geldstrafe, eine Genugtuungshandlung aus Reue. Der allgemeine Sinn der

---

1) Im lateinischen cohors ist vermutlich enthalten hortus = Garten, mit dem urverwandt ist deutsch Garten (althochdeutsch garto, gotisch gards = Haus, altnordisch gardr = Zaun, Gehege, Hof). Auf diese germanischen Wurzeln gehen zurück sowohl französisch jardin und englisch garden und yard, als auch altslawisch grad = Burg, Stadt, Garten (enthalten in Ortsnamen, wie Beograd, Visegrad, Nowgorod, Gradiska, Graz, Stargard usw.).

Besserung hat sich aber erhalten in gelegentlich noch vorkommenden süddeutschen Ausdrücken „das Garn büßen" (das Netz ausbessern) und Altbüßer = Flicker (Flickschuster) und in der schriftsprachlichen Redensart Lücken büßen, d. h. wörtlich die Lücken ausbessern, ausfüllen. Luther übersetzt Nehemia 4,7: „höreten, daß die Mauern zu Jerusalem zugemacht waren, und daß sie die Lücken angefangen hatten zu büßen." Bei Luther hieß es auch noch Hunger, Krankheit büßen, d. h. dem Hunger, der Krankheit abhelfen. Auch bei Hans Sachs ist zu lesen: „Ich bitt, gebt mir ein Bissen Brot, zu büßen hier dem Hunger mein."

In Magdeburg gab es eine Kessel*beißer*straße, was eine Verderbung des früheren Namens Kesselbüßergasse war. Die dort wohnten, und nach denen die Straße benannt war, waren weder kesselbeißende „Eisenfresser", noch hatten sie wegen irgendwelcher Kessel Buße tun müssen. Sie büßten (besserten) die Kessel, waren also Kesselflicker (was man in Österreich Rastelbinder nennt). Die Altbüßer waren Schuhflicker. In Basel und Straßburg gab es Stadtquartiere „Unter Altbüßern". (Geiler von Kaisersberg: „Die Altbüßer sitzen in den Winkeln, in den kleinen engen Gesslin"). Auch in Breslau und Hildesheim gab es Altbüßergassen; im letzteren Orte wurde dann aus Oltböter (so hieß die Gasse im 14. Jahrhundert) verderbt: Altpetristraße. Auch im Stettiner Straßennamen Oltbötenweg steckt wohl Altbüßer = Schuhflicker. Aus dem 15. Jahrhundert ist belegt die Berufsbezeichnung: „grindt buesserin" = die mit Behandlung des Kopfausschlags der Kinder betraute Frau.

In Schillers Tell mahnt Gertrud: „Willst du erwarten, bis er die böse Lust an dir gebüßt?" *Seine Lust büßen* bedeutet: dem Lusthunger abhelfen, also Lust stillen. Die Redensart ist heute kaum noch gebräuchlich, man würde sie mißverstehen und gerade das Gegenteil darunter verstehen: für empfundene Lust eine Strafe erleiden. Im Badischen sagt man: de gluste (Gelüste) biesse und versteht darunter: seinen Willen erfüllt bekommen. In manchen Gegenden versteht man unter „Büßen einer Krankheit" ein abergläubisches Heilzeremoniell, einen Kultakt zur Vertreibung des Krankheitsdämons (z. B. im Badischen: „die Zähne büßen").

Mob

wird heute im Deutschen nicht mehr so häufig gebraucht wie früher. Gewöhnlich tritt das Fremdwort in Wendungen wie Großstadtmob, Mob der Straße, plündernder Mob auf. Bis Mitte des 19. Jahrhunderts wurde es in Deutschland nur auf Londoner Verhältnisse angewandt. Nach Deutschland

gelangte das Wort Mitte des 18. Jahrhunderts aus England, wo es im 17. Jahrhundert entstanden war. Bis dahin schimpfte man dort den Tumulte verursachenden Haufen the rabble (vom Zeitwort to rabble = durcheinanderzerren, zerknüllen, in lärmenden Haufen überfallen). In den politisch unruhigen Zeiten Karls II.[1] begann man auf den Zusammenkünften der konservativen Klubs statt auf den rabble, auf das mobile oder den mob zu schimpfen. Mob war allem Anschein nach die Abkürzung von lateinisch m o b i l e v u l g u s (wankelmütige Menge, Stelle bei Claudius) oder von mobilium turba Quiritium (der wankelmütigen Quiriten Schar, bei Horaz).[2] Über die Neigung der englischen Sprache zu solchen Wortstutzungen s. die Ausführungen über das Überhandnehmen einsilbiger Wörter, S. 284f.

Aus dem Hauptwort the mob machte die englische Sprache auch das Zeitwort to mob = tumultieren, mißhandeln, pöbelhaft ausschimpfen und als satirischen Wortwitz mobility[3] = Pöbelhaftigkeit, im scherzhaften Gegensatz zu nobility = Adel. Nach Christian Rogge, der den fruchtbaren Gedanken von Quereinflüssen in der Wortgeschichte oft übertreibt und überall Verschmelzungswörter sieht, ist Mob überhaupt eine Verschmelzung: masse + nobility[4].

Außer der auf das 17. Jahrhundert zurückgehenden Wortstutzung Mob = Pöbel, gibt es noch eine moderne: Mob sagte man kurz in den letzten Jahrzehnten der k. u. k. Armee in Generalstabskreisen und in den militärischen Ämtern an Stelle von M o b i l i s i e r u n g, Mobilmachung; man sprach vom Mobfalle, von Mobvorschriften usw. In England nannte man das Depot, in dem die Rekruten die Kleidungs- und Ausrüstungsgegen-

1) Über das Jahr 1680 in welchem die Tories über die Frage des Thronfolgerechts des katholisch gewordenen Bruders des Königs einen Sieg über die Whigs errangen, schreibt Macaulay in seiner Geschichte Englands: In that year our tongue was enriched with two words M o b and S h a m (Betrug), remarkable memorials of a season of tumult and imposture.

2) Der gedanklichen Verbindung zwischen den Begriffen Menge und Wankelmut begegnet man wiederholt in Shakespeares Dramen. So heißt es z. B. im Prolog zu Heinrich IV.: the still-discordant wavering multitude, die immer streitige, wandelbare Menge; und Coriolan spricht von the mutable, rankscentend many, der wankelmütigen, stinkigen Menge. In Schillers Maria Stuart sagt Elisabeth: Die wankelmütige Menge, die jeder Wind herumtreibt.

3) Jonathan Swift hat, gerade umgekehrt, in seiner „Kunst der politischen Konversation" mobility als den älteren Ausdruck angesehen und mob als seine Abkürzung.

4) „Besonders lehrreich ist," polemisiert Rogge, „wie selbst ein Pott, durch zuversichtliche Angaben englischer Scharlatane irregeführt, englisch mob aus lateinisch mobile vulgus erklären konnte und übrigens auch Holthausen noch heute tut."

stände erhielten: mob-store (statt mobilization store). Übrigens finden wir im Slang der englischen Soldaten im Weltkriege den Ausdruck mob auch zur Bezeichnung eines Regiments, eines Bataillons oder sonst einer Einheit. This mob is always on the move, sagte man von einem Truppenkörper, der immer hin und her verschoben wurde. What mob are you, welcher Mob seid Ihr, war eine ständige Frage, wenn Abteilungen sich begegneten. Der Ausdruck ist vermutlich aus mobilization gekürzt oder aus mobility = Beweglichkeit und dabei auch beeinflußt von mob = Menge, Haufen, ohne daß der verächtliche Charakter des älteren Ausdrucks ganz übernommen worden wäre.

In der englischen Verbrechersprache bezeichnet man als mob eine zusammen „arbeitende" Bande (nach Barrère-Leland) oder den Helfershelfer eines Diebes. Im Slang der Schafzüchter im australischen Hinterland hat mob die Bedeutung: Herde.

Nachahmen

wird sowohl transitiv verwendet mit dem Akkusativ der nachgeahmten Person oder Sache (man ahmt die Greta Garbo nach, man ahmt ihre Haartracht nach), als auch intransitiv mit dem Dativ der Person (Klopstock: „ihr ahmt nur den Juden in ihrer Bitterkeit und Wut nach") oder dem Dativ der Sache (Wieland: „die außerordentliche Begierde, den erhabenen Mustern nachzuahmen"). Die Möglichkeit, dieses Zeitwort transitiv oder intransitiv zu gebrauchen, ist mitunter stilistisch fein ausgenützt worden. So schreibt z. B. Lichtenberg: „Sie müssen nicht das Werk, sondern dem Meister nachzuahmen versuchen." Von Herder wird unterschieden: „ein e n nachahmen, heißt, wie ich glaube, den Gegenstand, das Werk des Anderen nachahmen, ein e m nachahmen aber, die Art und Weise von dem Anderen entlehnen, diesen oder einen ähnlichen Gegenstand zu behandeln." Schärfer grenzt Sanders ab: „Wer m i c h nachahmt, dem bin ich nur ein Gegenstand, den er kopiert; wer m i r nachahmt, dem bin ich eine Persönlichkeit, nach der als Muster er sich bildet."

Die heutige Lautform „nachahmen" erscheint zuerst 1641 (bei Zesen). Aber noch ein Menschenalter später heißt es in Grimmelshausens Simplicissimus: nachähmen oder nachöhmen. Bei Luther ist dem Zeitwort n a c h - o h m e n wiederholt zu begegnen. In den Tischreden z. B. „der allen Anderen nachohmet und irer spottet", „die Eselsköpf ohmen nach guten Künsten", „also ohmen nach die Kätzer Gottes Wort." Auch hauptwörtlich: „Sonst ist alles ein Nachomen des rechten Gottsdienstes."

In nachahmen ist das Hauptwort O h m (oder A h m) enthalten. Ohm ist der Name eines alten Hohlmaßes (ungefähr 150 Liter) und hatte ursprünglich die allgemeine Bedeutung Weingefäß. (Es hat nichts zu schaffen mit Ohm, der Nebenform von Oheim, noch mit der Maßeinheit des elektrischen Widerstands, benannt nach dem Physiker Simon Ohm). Das deutsche Wort Ohm (mittelhochdeutsch ame) kommt von mittellateinisch ama = Weingefäß, das mit griechisch ame = Gefäß verwandt ist. Vom Hauptwort Ohm kommt zunächst das mittelhochdeutsche Zeitwort amen = den Raum eines Fasses mit einem Visierstabe untersuchen, nachmessen, dann überhaupt abmessend wiedergeben, nachmessend gestalten, woraus sich schließlich die gegenwärtige Bedeutung von nachahmen entwickelt. Auch in neuhochdeutscher Zeit hat sich die alte einfache Form a h m e n — mit der Bedeutung: etwas nach der Ahme, als einem bestimmten Maß, nach einem Vorbild, Muster machen — noch erhalten. Bei Lenau heißt es z. B.: „Umsonst, daß ich dem Lied geböte, es will nicht ahmen leiser Lüfte Zittern." Die Verkupplung mit der Vorsilbe „nach" begann zu Luthers Zeiten. Eigentlich hatte aber, wie wir sahen, schon ahmen allein die Bedeutung von nachahmen, das also eine tautologische oder wenn man will verdeutlichende, verstärkende Bildung ist wie nachfolgen, ableugnen, ausleeren, emporheben, herabsenken, umwenden, widerspiegeln.

Campe versuchte als Gegenstück von nachahmen das Zeitwort v o r a h m e n einzuführen, etwa im Sinne: etwas tun, um Nachahmern als Vorbild zu dienen, originell sein. („Ich war nicht groß, nicht klein, kein Weiser und kein Tor; ich ahmte keinen nach und ahmte keinen vor").

Das in nachahmen enthaltene — männlich und sächlich gebrauchte — Hauptwort O h m (und seine auch weiblich gebrauchte Nebenform Ahm), das übrigens auch enthalten ist in einem Fachausdruck der Schiffahrt (die A h m i n g = Maß für den Tiefgang des Schiffes), ist eines der deutschen

Lehnwörter der Weinkultur aus dem Lateinischen,

die Zeugnis ablegen davon, daß die Römer es waren, die den Weinbau nach Deutschland, in seine westlichen und südlichen Gaue, brachten. Römische Gabe ist schon das Wort

W e i n (althochdeutsch win) selbst, das auf lateinisch vinum zurückgeht. (Vom lateinischen Wort selbst ist zweifelhaft, ob es ein echt indogermanisches ist; es gibt Hypothesen, nach denen der Ursprung der Wurzel in semitischen oder kaukasischen Sprachen zu suchen sei). Mit vinum hängt auch

W i n z e r (althochdeutsch winzuril, winzurnil) zusammen, dessen Vorbild das gleichbedeutende lateinische vinitor ist.

Most (schon althochdeutsch so lautend) erklärt sich aus lateinisch vinum mustum, junger Wein zu mustus = frisch, neu.

Lauer (= Nachwein, althochdeutsch lura) kommt von lateinisch lora oder lorea = mit Wasser verdünnter Wein, das mit lavare = spülen, waschen verwandt ist.

Essig ist abzuleiten aus lateinisch acetum und gehört daher zu jener großen Wortsippe, die wir S. 99 behandeln.

Spund (ursprünglich besonders: Anstich des Fasses) kommt nach Kluge-Götze von lateinisch (ex)punctum = Stichloch, in eine Röhre gebohrte Öffnung.

Kelter (althochdeutsch calcatura, kelketra, kelketerra) geht zurück auf lateinisch calcatura zu calcare = treten (gemeint ist das Treten der Trauben mit den Füßen), worin calx = Ferse enthalten ist.

Kufe (althochdeutsch kuofa) entwickelt sich aus lateinisch cuppa = Becher, das urverwandt ist mit „Kopf" und an die bedeutungsgeschichtlichen Beziehungen zwischen den Bezeichnungen des Schädels und denen der Trinkgefäße erinnert (vgl. S. 31 u. 121).

Becher (althochdeutsch behhari) läßt rückschließen auf ein vulgärlateinisches Hauptwort bicarium, verwandt mit griechisch bikos = irdenes Gefäß.

Kelch (althochdeutsch kelich) ist die Verdeutschung des gleichbedeutenden lateinischen calix, wobei es, wie bei Kluge-Götze hervorgehoben, nicht etwa eine mit dem christlichen Gottesdienst zusammenhängende Entlehnung ist, sondern noch vor dem Christentum als Wort der Weinkultur übernommen wurde.

Trichter (althochdeutsch trahtari) kommt vom gleichbedeutenden lateinischen trajectorius (mittellateinisch verkürzt: tractorius) zu trajicere = aus einem Gefäß ins andere gießen, woher auch unser Fremdwort Trajekt herrührt.

Stiefel = Stange, Stütze emporrankender Gewächse geht auf lateinisch stipula = Halm zurück und ist fernzuhalten von dem ebenfalls aus dem Lateinischen entlehnten Stiefel = Fußbekleidung, das zu mittellateinisch aestivale = Sommerliches (zu aestas = Sommer) gehört und ursprünglich zur Bezeichnung leichter Sommerschuhe diente.

Pflücken kommt von vulgärlateinisch piluccare zu lateinisch pilare = Haare entfernen (fortlebend auch in unserem Fremdwort depilieren = enthaaren, das in den letzten Jahrzehnten angesichts der zunehmenden Inanspruchnahme der Damenfriseure und ihrer kosmetischen Leistungen auch außerhalb ärztlicher Kreise gebräuchlich geworden ist).

Propfen geht zurück auf lateinisch propagare = erweitern, ausdehnen, fortpflanzen, bezw. auf das Hauptwort propago = Ableger, Setzling, sodaß das Lehnwort „propfen" eigentlich die Doublette des Fremdworts „propagieren" ist.

Impfen gehört auch zu den Lehnwörtern, deren Aufnahme mit der Erlernung des Weinbaus von den Römern zusammenhängt. Natürlich bezog sich dieses Zeitwort vor dem 18. Jahrhundert nicht auf die bis dahin nicht bekannte Blatternimpfung, sondern nur auf den Weinbau und die Gärtnerei. Im Althochdeutschen lautete das Zeitwort impiton und dies ist wohl Entlehnung aus einem vorauszusetzenden lateinischen imputare zu putare = schneiden.

Nachtigall, rossignol

Nacht (althochdeutsch naht) ist verwandt mit altindisch nakt-, griechisch nyx (nyct-), lateinisch nox (noct-), gotisch nahts, englisch night, französisch nuit usw.

Der zweite Wortteil in Nachtigall (althochdeutsch nahtagala, englisch nightingale, holländisch nachtegaal, schwedisch näktergal, dänisch näktergal) ist die alte germanische Wurzel gel, gal = tönen, woher auch das neuhochdeutsche Zeitwort gellen; vielleicht besteht auch Urverwandtschaft mit lateinisch gallus = Hahn (der Gellende?). Im Althochdeutschen bedeutet galan besonders singen, Zaubergesänge singen. Nachtigall ist also: Sängerin der Nacht.

Auch im Lateinischen und in den romanischen Sprachen beruht die Benennung dieses Vogels anscheinend auf der Beobachtung, daß er bei Tag nur wenig singt. Das lateinisch luscinia gilt als eine Zusammenziehung aus luscicinia. Die Bestandteile dieses lateinischen Wortes dürften sein: luscus = halblicht, dämmernd (davon lusciosus = schwachsichtig und französisch louche = schielend) und canere (Vergangenheit: cecini) = singen. Von luscinia („die in der Dämmerung Singende") gab es die Verkleinerung lusciniola (italienisch usignuolo). Aus dem lateinischen lusciniola entwickelt sich in Gallien losseignol und so entstand dann — im Wege der Dissimilation von l zu r zur Vermeidung von zweimal l (vgl. das Stichwort „Hoffart" in „Wörter und ihre Schicksale") — das neufranzösische Wort rossignol.

Neun

Selbst dem Laien muß es, wenn er mehrere Sprachen kennt, auffallen, daß das Wort für den Zahlbegriff 9 nicht nur im Deutschen eine Ähnlichkeit mit dem Eigenschaftswort neu aufweist, sondern daß eine — mehr oder minder deutliche — Beziehung zwischen diesen beiden Bezeichnungen in vielen anderen indogermanischen Sprachen besteht. Im Lateinischen z. B. novem und novus, im Italienischen nove und nuovo, im Englischen nine

und new. Einige Sprachen zeigen sogar gleichlautende Ausdrücke für „neun" und „neu": z. B. nava im Altindischen, neuf im Französischen. Auch im Tocharischen, dieser erst im 20. Jahrhundert in Ost-Turkestan entdeckten indogermanischen Sprache, wird „neu" und „neun" mit demselben Worte (nju) ausgedrückt.

Daraus folgt allerdings noch nicht, daß eine etymologische Verwandtschaft unbedingt bestehen muß zwischen den Bezeichnungen für 9 einerseits und denen für „neu" andererseits. Wenn Herr A Herrn B zufällig ähnlich sieht, ohne mit ihm im geringsten verwandt zu sein, so darf der Umstand, daß auch einige nahe Verwandte des A einigen nahen Verwandten des B ähnlich sehen, nicht überraschen und nicht zur Folgerung führen, die Familie A sei doch mit der Familie B verwandt. Daß z. B. dasselbe Wort Plan im Deutschen sowohl a) die Bedeutung Absicht hat (einen Plan verfolgen), als auch b) die Bedeutung Ebene (auf den Plan treten) und daß ein entsprechendes Verhältnis auch im Französischen vorliegt, z. B. a) tirer un plan, einen Plan schmieden, b) plan incliné, schiefe Ebene und auch im Englischen, z. B. a) to devise plans, Pläne entwerfen, b) open plain, offene Ebene, — das ändert nichts an der etymologischen Tatsache, daß nur den Wörtern, die die Ebene, die Fläche bezeichnen das gleichbedeutende lateinische planum zu Grunde liegt, daß sich hingegen all jene gleich- oder ähnlichlautenden Wörter, die die Bedeutung Grundriß, Entwurf, Absicht haben, sich aus irgend einer anderen Wurzel — wahrscheinlich aus lateinisch planta = Fußsohle oder aus lateinisch planta = Pflanze — entwickelt haben. Und auch, daß sowohl im Deutschen, als auch im Französischen und Englischen an die genannten Bezeichnungen für Absicht und Ebene jeweils auch das Wort Planet anklingt, gestattet noch nicht die Annahme einer etymologischen Beziehung; Planet kommt nämlich vom griechischen Zeitwort planan = herumirren.

Es wäre also grundsätzlich auch möglich, daß neun, novem usw. einerseits und neu, novus usw. andererseits miteinander nicht verwandt sind, sondern daß die beiden Wortgruppen einander nur darum ähnlich sind, weil schon die beiden — einander nicht verwandten — Wurzeln, zu denen die beiden Wortgruppen gehören, untereinander lautlich ähnlich sind. Doch ist es im Falle dieser beiden Wortsippen der Sprachvergleichung wirklich gelungen, eine Verwandtschaftsbeziehung glaubhaft zu machen.

Die Erklärung der Bedeutungsbeziehung neun-neu führt zu der Entstehung der Zählarten zurück. Die erste Grundlage für das Messen[1] und das

---

1) Vgl. über Elle, Klafter usw. das Stichwort „Zoll" in „Wörter und ihre Schicksale".

Zählen gab gewöhnlich der menschliche Körper ab. Das Dezimalsystem z. B., das jetzt in der Kulturwelt vorherrschend geworden ist, beruht auf der Zahl der Finger an den beiden Händen. Die Etymologie der indogermanischen Bezeichnungen der Zahl 8 läßt darauf schließen, daß der anatomische Bau der menschlichen Hand nicht nur für den Begriff 5, sondern auch für den Begriff 4 ein charakteristisches Vorbild liefert. Wenn wir die Hand vorwärts gestreckt halten, tritt der Daumen, auch wenn wir ihn nicht seitwärts strecken, stark zurück und vier Fingerspitzen sind es, die gleichsam in der vordersten Front stehen. Das Bild dieser 4 Fingerspitzen und ihre Bezeichnung wird für die Bildung der Zahl 8 von Bedeutung.

Aus griechisch ake = Spitze, okris[1] = Spitze, Bergspitze, Ecke, Kante, akron = Spitze, Gipfel (enthalten in unseren Fremdwörtern Akropolis = Gipfelstadt, Hochstadt, Akribie = Genauigkeit, Spitzfindigkeit, Akroterie = Gipfelverzierung, Akrozephale = Spitzköpfiger, Akronym = aus Anfangsbuchstaben mehrerer Wörter gebildetes Wort, z. B. Hapag, Osaf, Ufa, Avus, Akrostichon[2] = Leistenvers, Akrobat[3]) und aus lateinisch acus = Nadel, acidus = sauer, acer und acutus = spitzig, scharf (woraus französisch âcre und aigre, italienisch acuto usw.), acerbus = herb, sauer, traurig, ferner aus deren germanischen Verwandten, z. B. im Deutschen Ecke, Egge, Essig, auch Ahorn (lateinisch acer, griechisch akastos, offenbar wegen der spitzen Einschnitte der Blätter) und wahrscheinlich auch Ähre („Spitze des Getreides") — aus all diesen und zahlreichen anderen Vertretern dieser großen Wortsippe[4] wird auf eine indogermanische Wurzel ak- oder ok- = spitz rückgeschlossen, von dort aus ferner auf ein Hauptwort oketom

---

1) Dazu auch altlateinisch ocris, enthalten in mediocris = mittelmäßig, eigentlich auf halber Höhe befindlich.

2) Der zweite Bestandteil in Akrostichon ist griechisch stichos = Reihe, Zeile, Vers, enthalten auch in Distichon, wörtlich Doppelvers.

3) Akrobat, wörtlich Spitzenschreiter, Hochschreiter, scheint in modernen Sprachen zunächst nur für den Seiltänzer gegolten zu haben. Vielleicht deutet aber der Bestandteil akro- auf die Zehenspitzen hin, Akrobat wäre daher wörtlich Fußspitzengänger. (Nach Prellwitz ist akris, der griechische Name der Heuschrecke, die Kurzform für akrobatousa = auf den Fußspitzen gehende.) Der zweite Bestandteil in Akrobat geht zurück auf das griechische Zeitwort bainein, schreiten, das auch im Krankheitsnamen Diabetes, Zuckerkrankheit, wörtlich Durchschreitendes enthalten ist.

4) In die indogermanische ak-Sippe gehören z. B. auch: mit l-Formantien: armenisch aselu = Nadel, lateinisch aculeus = Stachel; mit m-Formantien: griechisch akme (auch im Deutschen als Fremdwort gebraucht) = Spitze, Schneide, Höhepunkt, Entscheidungspunkt, altirisch acmen = Stein, Fels, Himmel; mit n-Formantien: altirisch acani-h = Pfeilspitze, Geschoß, grie-

mit der Bedeutung Spitzentum, Spitzenschaft, Spitzenreihe, womit die im Vordergrund erscheinenden vier Fingerspitzen der ausgestreckten Hand gemeint wären.[1] Daraus ergäbe sich wieder die Dualform oketou = zwei Spitzenreihen, d. h. 2×4 also 8 Fingerspitzen und aus diesem oketou soll sich die Bezeichnung der Zahl 8 in den indogermanischen Sprachen (altindisch astau, tocharisch okät, griechisch okto, lateinisch octo, altirisch ocht, gotisch ahtau, althochdeutsch ahto, angelsächsisch eatha, englisch eight, dänisch otte, französisch huit usw.) entwickelt haben.

War nun bei einem Zählsystem, dem die Zahl der vorderen Fingerspitzen einer Hand, also die Zahl 4 zu Grunde lag,[2] die Zahl 8 erreicht, deren Dar-

---

chisch akaina = Spitze, Stachel, akon = Wurfspieß, akone = Wetzstein, akanthos = Distel; mit s-Formantien: griechisch oxys = scharf, oxos = Weinessig, akoste = Gerste, lateinisch acus = Spreu; mit t-Formantien: griechisch akte = schroffe Küste mit Brandung, Landspitze; mit k-Formantien: litauisch asaka = Fischgräte (Walde-Pokorny). Kretschmer will auch in griechisch akuein = hören (Akustik!) die Wurzel ak- = Spitze erkennen; akuein wäre demnach also etwa: das Ohr „spitzen", das Ohr „schärfen", d. h. hören.

1) In der zusammenfassenden Bezeichnung dieser vier Finger bezw. Fingerspitzen, d. h. im Außerachtlassen des Daumens bei dieser Zählung liegt vielleicht auch ein gewisser anthropologischer Sinn, wenn auch der Daumen, in dem Maße, als sich der homo sapiens von seinen nächsten Verwandten im Tierreich wegentwickelt hat, immer mehr von seinem Sondercharakter unter den Fingern eingebüßt hat. (Man beachte z. B. die weitabspreizbare Daumenzehe bei den Affen und den geringen Unterschied zwischen den fünf Zehen des Menschen.) Das Übergehen von dem 4—8—16 System der Zählung zum Dezimalsystem wäre gleichsam der Ausdruck jener biologischen Entwicklung des Menschen, die zufolge Anpassung an geänderte Lebensbedingungen des Menschen den ursprünglichen großen Unterschied zwischen dem Daumen einerseits und den vier anderen Fingern, bezw. Zehen andererseits weniger beachtenswert erscheinen läßt. Man beachte auch die Sonderbehandlung des Daumens durch die Sprache. Wohl haben auch die anderen Finger eigene Namen, Zeigefinger, Mittelfinger usw., aber in diesen Bezeichnungen ist das Wort Finger stets beibehalten (oder mitgedacht), indes der Daumen mit einem ganz anderen Worte bezeichnet wird. Darum heißt es z. B. einmal bei Walther von der Vogelweide, auf Grund der Erklärung einer alten Traumdeuterin, ausdrücklich, „daz min dume ein vinger si." Im Englischen spricht man von „the four fingers and the thumb."

2) Spuren eines Vierersystems findet man auch in den uralaltaischen Sprachen. So wird im Samojedischen 8 durch „zwei Viere" (si dendet) ausgedrückt. — Die Anzeichen dafür, daß bei indogermanischen Völkern eine Viererzählweise bestanden haben mochte, sind jüngstens von R. Löwe zusammengestellt worden. Daraus, daß die Indogermanen die Zahlen 1 bis 4 als die erste Tetrade zusammengefaßt haben, soll sich der Umstand erklären, daß die indogermanischen Wörter für 1 bis 4 undekliniert waren und daß dies-

stellung also bereits beide Hände erfordert, so mußte die Zählung nun von neuem beginnen, wenn über die Zahl 8 hinausgegangen werden sollte. Neun war also jene Zahl, bei der mit der Fingerspitzenzählung neu begonnen wurde.

Die Zahl 9 scheint übrigens einst als heilige Zahl eine große Rolle in Glaube und Brauch der indogermanischen Völker gespielt zu haben[1] und ist aus dieser ihrer Sonderstellung erst durch die semitische (babylonische) Zahl 7 verdrängt worden, deren Schätzung auf die Beobachtung der siebentägigen Mondphasen zurückzuführen ist.

Zum Schluß möchte ich noch betonen, daß die Deutung von „neun" als „Beginn einer neuen Zählung nach Beendung einer Zählung der beiden vorderen Fingerspitzenreihen" nicht etwa als einwandfrei gesichert zu betrachten ist. Man versucht, das Vierersystem, von dem Spuren in den indogermanischen Sprachen erkennbar sind, auch anders zu deuten. Güntert z. B. erklärt das aus tessares, quattuor, vier usw. erschlossene indogermanische Zahlwort qwetwores als das „aus vier Spitzen und Winkeln bestehende Kreuzzeichen." W. Brandenstein lehnt diese Deutung

---

bezüglich nach 4 ein grammatikalischer Einschnitt in der Zahlenreihe besteht. Diesem Einschnitt steht ein weiterer hinter 16 (4×4) zur Seite, der mehrere Spuren hinterlassen hat. Wie schon Priscian es als bemerkenswert erkannt hat, heißt es z. B. im Lateinischen undecim, duodecim, tredecim, quattuordecim, quindecim, sedecim, aber dann: decem et septem, decem et octo usw. (Allerdings kommt daneben auch septemdecim vor; dies ist aber die erheblich seltenere Form.) Der Einschnitt zwischen 16 und 17 ist in den Tochtersprachen des Lateinischen auch noch mehrfach erhalten, z. B.: französisch onze bis seize, dann dix-sept, dix-huit usw., italienisch undici bis sedici, dann diciasette, diciotto usw. Im Armenischen sind wie im Lateinischen die Zahlen 11 bis 16 mit „und", die Zahlen 17 bis 19 ohne „und" gebildet. Dieser Einschnitt hinter 16 stärkt zweifellos die Annahme einer Viererzählerweise, die natürlich nicht die alleinige sein mußte, sondern möglicherweise nur für gewisse Zählungen gegolten hat und sich mit anderen Zählsystemen kreuzte.

1) Der von der Midgardschlange verwundete Thor fällt 9 Schritte von ihr nieder. 9 Nächte hing Odin im Weltenbaum. Gegen 9 Berserker kämpft Qrvar Oddr. 9 Könige bezwang Olatr der Heilige. Auf Island war jedes Landesviertel in 9 Bezirke eingeteilt. Noch im 14. Jahrhundert mußten am Rhein 9 Männer über den Landfrieden wachen, in der Schweiz bestand das Gericht der Neuner, die Volksrechte erheischen oft 9-faches Wergeld, nach alemannischem Recht tritt am 9. Tag das Erbrecht des Kindes ein, nach den Bauernweistümern soll, wer eine Leibeigene zur Frau hat, 9 Schritte vor der Gerichtshalle stehen bleiben, 9-erlei Holz braucht man zum Notfeuer, Kreuze aus 9-erlei Holz schützen vor Krankheit usw. (Weitere Angaben s. bei Hoops in Schraders Reallexikon, im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, bei Weinhold und bei Lessmann).

ab, da nicht der geringste Anhaltspunkt dafür bestehe, daß das Kreuzzeichen im täglichen Leben der ältesten Indogermanen eine solche Rolle gespielt hat. Brandenstein selbst gibt eine andere Deutung: „Wenn der Familienverband zur Großfamilie anwächst, muß dort, wo das Kleinvieh zur täglichen Nahrung gehört, wohl beinahe alltäglich ein Schaf geschlachtet werden; dabei wurde der Tierkadaver gevierteilt, weil dies entsprechend den anatomischen Tatsachen am praktischesten ist. Es ist leicht verständlich, daß die Indogermanen durch dieses tägliche Erlebnis einer Vierteilung den Begriff vier gewannen, bzw. zur Zahl vier fortschritten." In qwetwores findet Brandenstein indogermanische Wurzeln, die die Bedeutung „geschnittenes Fleisch" ergeben. Demnach wäre der Begriff „vier" also nicht mit der Zahl der vorderen Fingerspitzen an einer Hand verknüpft, sondern mit der Anzahl der Beine des Schlachttieres. Die Deutung von „neun" als „neuen Zählungsbeginns" verträgt sich aber nur mit der Annahme, daß der Begriff vier aus anatomischen Verhältnissen der menschlichen Hand gewonnen worden ist.

Nihilismus

Das lateinische Wort nihil = nichts ist — was auf den ersten Anblick sonderbar erscheinen mag — mit unserem Fremdwort Filet verwandt. Als Filet bezeichnete man das Fleisch der unter dem Rückgrat gelegenen Lendenmuskeln des Rindes.[1] Filet kommt von lateinisch filum, französisch fil = Faden. Filet bedeutet französisch ursprünglich einen kleinen, dünnen Faden, dann feines Netzwerk und schließlich ein fadenfein schneidbares Stück Fleisch oder Kuchen. Von fil = Faden kommt auch defilieren = wie an einem Faden entlang vorbeiziehen und défilé = fadenartiger, d. h. schmaler Weg, Hohlweg.[2] Zu dieser Wortsippe gehören auch „Profil" und „Filigran".[3]

Das lateinische filum hatte auch die mundartliche Nebenform hilum = Fäserchen. Daher die Redensart: neque proficit hilum, es nützt kein Fäser-

1) In Wien heißt es Lungenbraten, was nichts mit der Lunge zu tun hat, sondern eine Verderbung von Lendenbraten ist, wobei zu bemerken ist, daß die ältere Form von Lende Lumbel ist (lateinisch lumbulus = Weichteil).

2) Militärisch ist jede Bodengestaltung, wo sich die Truppe nicht in der Breite entwickeln kann, ein Defilee, also nicht nur eine Schlucht, sondern auch eine Straße in einer Stadt, eine Brücke usw.

3) Filigran (Fäden und Körnchen, meistens aus Gold und Silber, die als Verzierung auf Schmuckgegenständen aufgelötet sind) enthält neben filum = Faden auch ein zweites lateinisches Wort: granum = Korn.

chen (etwa wie: keinen Pappenstiel wert sein). Angesichts der häufigen Verwendung von hilum in solchen negativen Ausdrücken wuchs ne-hilum = kein Fäserchen zu einem Wort zusammen, z. B. in der Redensart nihilum venire, zu nichts werden. Weitere Vereinfachung führte zu nihil oder nil = nichts.

Die modern anmutende Bildung Nihilist aus nihil kam verhältnismäßig früh zustande. Schon im mittelalterlichen Latein gab es das männliche Hauptwort nichilianista = einer, der an nichts glaubt, Ketzer. Unabhängig davon gebrauchte der Philosoph F. H. Jacobi 1799 in einem Briefe, den philosophischen Idealismus tadelnd, das Wort Nihilismus. Das 1801 erschienene Neologische Wörterbuch von Mercier erklärt „nihiliste" als „rienniste", als einen, der an nichts glaubt, sich für nichts interessiert. Ganz anders und offenbar von seinen Vorgängern nichts wissend, spricht Jean Paul 1804 von Nihilisten im Gegensatz zu Materialisten, Stoffkennern. Er widmet in der „Kleinen Nachschule zur ästhetischen Vorschule" den ersten Paragraphen den „poetischen Nihilisten" und meint damit im Gegensatz zu den gelehrten Dichtern, wie Rabelais, Swift, Goethe, jene, die wenig oder nichts gelesen haben („dies ist eben die rechte schriftstellerische Schöpfung aus dem Nichts, nämlich aus sich").

Im Jahre 1822 gebrauchte Görres gelegentlich das Wort Nihilismus im politischen Sinne[1], ohne aber damit durchzudringen. 1846 findet sich das Wort Nihilist bei Auerbach, 1850 bei Gutzkow.

Allgemein bekannt wurden die Ausdrücke Nihilist und Nihilismus erst, als Turgenjew — offenbar ohne von den früheren Prägungen zu wissen[2] — sie in seinem 1862 erschienenen Roman „Väter und Söhne" ge-

---

1) „Möchte noch immerhin eine solche einzelne Regierung, die in der Angst vor der Zeit sich nicht zu lassen weiß, unter dem Bettlermantel jener Nihilisten sich verkriechen."

2) Wundt scheint es wahrscheinlich, daß bei der Feststellung der späteren Bedeutung eine Erinnerung an die frühere überhaupt nicht vorhanden war, sondern jedesmal eine Neubildung aus dem nämlichen Worte nihil vorliegt. Eine Bemerkung von Ranke aus dem Jahre 1879 sieht einen inneren Zusammenhang zwischen dem seit 1862 so benannten Nihilismus der russischen Jugend und gewissen geistigen Strömungen im Vormärz: „Ich besinne mich, daß ich von dieser Lehre zuerst — ich denke es war im Jahre 1839 — in Paris gehört habe — als von der Philosophie der Polen. ‚Vergangenheit sei Nichts, Zukunft sei nichts; die Gegenwart ist alles. In dieser hat nur die Revolution die Empfindung der Wahrheit...' In diesem Gedanken sehe ich die Wurzel des Nihilismus, der also von den Polen auf die Russen übergegangen sein würde. Schon bei jener ersten Begegnung mit dem Nihilismus wurde mir gesagt, daß die slawischen Nationalitäten dazu bestimmt seien, diese Dok-

brauchte. Nun bezeichnete man, Turgenjews Helden Basarow vor Augen habend, anarchistisch gesinnte Intellektuelle und der „Propaganda der Tat" huldigende russische Revolutionäre als Nihilisten. Das Wort wirkte als Schimpfname, die damit Bedachten nahmen es aber mit gewissem Stolz auf sich und deuteten es: sie hätten ihre Sache auf n i c h t s gestellt, sie fürchteten n i c h t s und wollten von den verhaßten Einrichtungen der bestehenden Gesellschaftsordnung n i c h t s schonen. Turgenjew selbst verwahrte sich übrigens später in seinen Lebenserinnerungen gegen die verbreitete Annahme, er habe in das Wort Nihilismus einen Tadel der Jugend jener Zeit hineingelegt: „Nicht im Sinne eines Vorwurfs, einer Kränkung hatte ich dieses Wort gebraucht, vielmehr als einzig richtigen Ausdruck für eine geschichtliche Tatsache; es wurde aber zu einem Werkzeug der Verleumdung — ja beinahe zu einem Brandmal der Schande gemacht."

Paprika, Pfeffer

Als vor mehreren Jahren die ungarische Bühnenschauspielerin Franziska Gaal zum erstenmal in einem Film, in einem deutschsprachigen Tonfilm, spielen sollte, hat man angesichts der ungarischen Färbung ihrer deutschen Aussprache nicht nur beschlossen, daß die Künstlerin eine Ungarin darzustellen habe, sondern man war auch bestrebt, schon im Titel des Films den ungarischen Einschlag unverkennbar zum Ausdruck zu bringen. Regisseure und Dramaturgen, Propagandaleute und Verleiher, unter ihnen das ungarische Element ausgiebig vertreten, hielten eine besondere Beratung über den zu wählenden Titel ab, dem sie eine große Bedeutung beimaßen. Sie gelangten schließlich zum Ergebnis: das auf der ganzen Welt zweifellos b e k a n n t e s t e u n g a r i s c h e W o r t, das zudem die Bezeichnung für eine kernungarische Sache ist, überdies wohllautend ist und schlagwortartig wirkt, sei — Paprika. Wie weit es mit dem kernungarischen Charakter von Paprika — von Wort und Sache — her ist, werden wir bald sehen.

Zwischen Pfeffer und Paprika besteht bloß eine etymologische, aber keine botanische Verwandtschaft. Denn der Paprika gehört (wie auch Kartoffel, Tomate, Tabak, Aubergine, Bilsenkraut, Tollkirsche) in die Pflanzenfamilie

---

trin in der Welt zu behaupten und durchzuführen." Wenn F o n t a n e in seinen Erinnerungen „Von Zwanzig bis Dreißig" einen Ausspruch aus dem Jahre 1844 verzeichnet: „Schade, daß Sie so sehr Nihilist sind, nicht ein russischer, sondern ein recht eigentlicher, will also sagen einer der gar nichts hat", so hat er den Begriff des r u s s i s c h e n Nihilismus — er schrieb diese Erinnerungen 1898 — anachronistisch zurückverlegt.

der Solanazeen, der Nachtschattengewächse, der Pfeffer hingegen zu den Piperazeen.

Der schwarze Pfeffer (piper nigrum)[1], die wichtigste von den etwa 700 Arten des Piper, ist ein ursprünglich an der Malabarküste (im Südwesten Vorderindiens) heimischer Kletterstrauch, den man jetzt im ganzen indisch-malayischen Gebiet (besonders auf Sumatra), ferner im tropischen Amerika anbaut. Die Griechen lernten den Pfeffer im 4. vorchristlichen Jahrhundert durch die indischen Feldzüge Alexanders des Großen kennen. Der Pfefferhandel mit Alexandrien als wichtigstem Umschlagplatz spielte dann eine große Rolle im alten römischen Reiche. Das altindische Wort pippali = Beere, Pfefferkorn wurde im Griechischen zu peperi, im Lateinischen zu piper (daraus italienisch pepe, französisch poivre, englisch pepper usw.). Im Althochdeutschen lautete die Bezeichnung pfeffar, doch die Germanen waren bereits v o r der althochdeutschen Zeit mit diesem Gewürz bekannt. Daß sie es hoch schätzten, bezeugt der Bericht des Zosimus: als der Westgotenkönig Alarich im Jahre 410 Rom belagerte, bekam er auf seine Forderung neben 5000 Pfund Gold, 30.000 Pfund Silber, 4000 Seidengewändern, 3000 scharlachroten Pelzkleidern auch 3000 Pfund Pfeffer. Auch später diente Pfeffer nicht selten zu Geschenk- und Tributzwecken; so wurden im Jahre 1111 dem deutschen Kaiser von der venezianischen Signoria 50 Pfund Pfeffer dargebracht und im Jahre 1177 erhielt Kaiser Friedrich I. einen Jahrestribut in Pfeffer. Welche Bedeutung der Pfeffer als wertvoller Handelsartikel in der Vergangenheit hatte, besonders im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit, können wir heute kaum noch ermessen. Der Pfeffer galt unbestritten als das wichtigste Gewürz, oft rechnete man mit Mengeneinheiten des Pfeffers wie mit Währungseinheiten, und wenn man in Deutschland die reichen Kaufleute P f e f f e r s ä c k e[2] schalt (der Ausdruck ist seit 1532 belegt), so wurde dabei dieses Gewürz gleichsam als Symbol des großzügigen, weite Entfernungen überwindenden Handels angesehen. Übrigens wurde schon von den Römern der Ausdruck piperarii, Pfefferleute, als allgemeine Bezeichnung für Krämer überhaupt verwendet. Bezeichnend ist auch dänisch peversend (wörtlich: Pfefferbursche) = Junggeselle. Der Ausdruck erklärt sich wohl aus dem Umstand, daß man für den Dienst der niederen Handelsangestellten, die man auch auf Reisen schickte, nur ledige junge Männer brauchen konnte. Auf dem Pfef-

---

1) Der sogenannte w e i ß e Pfeffer ist nichts anderes als der reif geerntete und geschälte schwarze Pfeffer.

2) Besonders die Nürnberger Kaufleute nannte man Pfeffersäcke. Im engeren Sinne hatte Pfeffersack die Bedeutung: habgieriger, geiziger Kaufmann.

ferhandel beruht zum guten Teil die Blüte Venedigs gegen Ende des Mittelalters, und um ihre Vorzugsstellung im Pfefferhandel mußte die Lagunenstadt viele langwierige Kriege mit Genua führen. Einer der wichtigsten Beweggründe jenes Strebens, einen Seeweg nach Indien zu finden, das bekanntlich zur Entdeckung Amerikas führte, sah es auf die Vereinfachung und Verbilligung der Pfeffereinfuhr ab, die bis dahin auf die festländischen Karawanenwege angewiesen war und der die im 15. Jahrhundert erfolgte Eroberung Konstantinopels durch die Türken und deren Ausbreitung in Vorderasien manche Erschwerung verursachte. Als den Portugiesen die Umseglung Afrikas gelang, sicherte der daraus folgende Vorsprung Portugals im Verkehr mit Süd- und Ostasien, besonders auch mit den Pfefferinseln, diesem Lande eine Zeitlang eine führende Stellung im Welthandel. Anfangs des 17. Jahrhunderts entrissen die Holländer den Portugiesen die Einfuhr aus den malayischen Gebieten, aus den sogenannten Gewürzinseln, und so verhalf nun wieder der Pfeffer den Holländern zu einer bedeutenden Stellung im Welthandel, von der sie allerdings seit dem 18. Jahrhundert allmählich vieles an England abtreten mußten.

Einen neuen Weg zu den Pfefferländern Asiens hatte Kolumbus nicht gefunden. Aber die entdeckte „Neue Welt" entschädigte Europa reichlich für diese Enttäuschung. Eine lange Reihe bis dahin völlig unbekannter Pflanzen lieferten der weißen Menschheit neue Genuß- und Nahrungsmittel. Mit der Sache übernahm die Alte Welt oft auch den Namen von der Neuen, wie dies z. B. beim „Mais" und der „Schokolade" — beide Bezeichnungen sind mexikanisch — der Fall ist. Zu den Nachtschattengewächsen, die aus Amerika nach Europa verpflanzt wurden, gehört neben Tabak, Tomate, Kartoffel auch jene Pflanze, die die Wissenschaft später Capsicum annuum taufte. Daß aus der Frucht dieser Pflanze ein Gewürz zu gewinnen ist, haben die spanischen und portugiesischen Eroberer früh erkannt. Der beißende Geschmack dieses Gewürzes legte einen Vergleich mit dem Pfeffer nahe und man belegte es daher mit einem Namen, der auf diesen Umstand und auch auf die Herkunft der Pflanze hinwies, bezeichnete sie als indianischen oder brasilianischen Pfeffer, bezw. da es vielerorts spanische Seefahrer waren, die die erste Bekanntschaft mit diesem Gewürz vermittelten, als spanischen Pfeffer. Ein späterer volkstümlicher Name des aus der Frucht des Capsicum annuum gewonnenen Gewürzes war türkischer Pfeffer, und dies hängt damit zusammen, daß der Capsicumanbau sich besonders auf der damals zum osmanischen Reich gehörigen Balkanhalbinsel verbreitete, wie dies auch bei andern wertvollen Geschenken Amerikas, z. B. beim Tabak (Mazedonien!) der Fall war. Der „indianische

Pfeffer" wurde also ebenso zum „türkischen Pfeffer", wie der aus Westindien kommende Mais als „türkischer Weizen", das ebenfalls aus Westindien und Mexiko nach Europa eingeführte Truthuhn („Indianer" noch heute in Österreich, dinde von poule d'Inde im Französischen) in manchen Sprachen auch als türkisches Geflügel (z. B. englisch turkey) bezeichnet wurde.

Der wissenschaftliche Name des Capsicum kommt von griechisch kapsikos = beißend. Der scharf riechende und schmeckende Stoff, den die Frucht der Pflanze enthält, heißt Kapsizin. Aus der Schale wird das sogenannte Kapsizinrot gewonnen. Das aus dem in Amerika wachsenden Capsicum erzeugte Gewürz kommt als Cayenne- oder Guineapfeffer in den Handel. Wenn das Gewürz in Essig eingemacht wird, bezeichnet man es gewöhnlich als „Chilli".

Schon im Anfang des 16. Jahrhunderts, also bald nach der Entdeckung Amerikas, wurde mit dem Anbau von Capsicum auf der Balkanhalbinsel begonnen. Aus Serbien kam die Pflanze auch nach Ungarn, wo sie nach der Feststellung von Zoltán Gombócz erst in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts allgemein wurde. Im Wörterbuch des Albert Molnár ist sie noch als török bors (türkischer Pfeffer) und piper indicum angeführt. Die Bezeichnung paprika ist zweifellos die slawische Verkleinerungsform von neugriechisch piperi = Pfeffer. Der älteste ungarische Beleg für die Bezeichnung paprika ist aus dem Jahre 1748. Als also die ungarischen Stände auf dem Preßburger Landtag 1741 in temperamentvoller Begeisterung die Säbel zogen und ihrem „König" Maria Theresia Blut und Leben zur Verfügung stellten, gab es noch kein ungarisches Wort paprika.

Mittlerweile hat aber die Paprikakultur in Ungarn große Fortschritte gemacht, besonders in der Gegend von Szeged, und die Botanik kennt jetzt eine besondere varietas szegedinensis des Paprika. Das Gewürz ist ein typisches Merkmal der mit Recht geschätzten ungarischen Küche geworden,[1] von der sich bekanntlich auch die ebenfalls gutbeleumdete Wiener Küche manches angeeignet hat. Daß nunmehr eine innige Verknüpfung zwischen den Vorstellungen Ungarn und Paprika besteht, ändert aber nichts an der Tatsache, daß Paprika eine slawisierte Form einer altindisch-griechischen Bezeichnung für ein asiatisches Gewürz ist, welche Bezeichnung — in botanisch unbegründeter Weise — auf eine andere, von Spaniern und Portu-

---

1) Paprika ist jene nationale Lieblingsspeise, nach der der ungarische „Hanswurst" benannt wird; er heißt Paprika Jancsi (Paprikahänschen). Über solche nach nationalen Lieblingsspeisen benannte komische Gestalten s. die Fußnote 1 auf S. 215.

giesen aus Amerika nach Europa gebrachte und dort erst von den Türken und den Serben zu den Ungarn gelangte Pflanze übertragen worden ist.

Das Schicksal, als besonders kernungarisch zu wirken, in Wirklichkeit aber einer fremden Sprache entlehnt zu sein, teilt das Wort P a p r i k a noch mit einigen andern. Das Wort H u s a r, die Bezeichnung einer Kavalleriegattung, die alle modernen Staaten tatsächlich nach ungarischem Vorbild eingeführt haben, kommt durch südslawische Vermittlung aus dem Romanischen und ist eigentlich eine Doublette von „Korsar" (vgl. das Stichwort „Husar" in „Wörter und ihre Schicksale"). Die A t t i l a, der verschnürte Rock der ungarischen Nationaltracht, heißt nicht nach dem großen Hunnenkönig, sondern ist ebenfalls romanischer Herkunft und gehört zu italienisch attilare = sich ausrüsten, schmücken (attilarsi = sich mit ausgeschmückter Eleganz kleiden, attillato = geschniegelt, geziert, eng anliegend). An dem Worte P u s z t a, das im engeren Sinne eigentlich nur Steppen, große Viehweiden in öden baumlosen Ebenen bezeichnet, haften angesichts des romantischen Tiefebenenkults der Ungarn so viel Gefühlswerte, daß der Name für gewisse Landstriche und einzelne Ortschaften auch dann beibehalten wurde, als auf jenen seinerzeit von den Türken ganz verwüsteten Gebieten schon blühende Obst-, Wein- und Getreidekulturen entstanden waren. Der Name der ungarischen Puszta, deren Romantik über Ungarns Grenzen hinauswirkt, ist jedoch ebenfalls Lehnwort, er enthält die slawische Wurzel pust = leer, öde, die übrigens auch in den ungarischen Zeitwörtern pusztul = zugrundegehen und pusztit = verwüsten, vernichten enthalten ist. Das Wort B e t y a r = Lump, Räuber ist dank der Romantik, die im 19. Jahrhundert das ungarische Banditentum (Rózsa Sándor, Sobri Jóska u. a.) umwitterte, auch außerhalb Ungarns bekannt geworden. Das Ungarische verdankt das Wort der Berührung mit den Balkansprachen. Serbokroatisch bècar bedeutet aber nicht nur Vagabund, Stromer, sondern vor allem: Junggeselle. Die gleiche Bedeutung haben auch bulgarisch bekarin und rumänisch becher. Alle diese Wörter sind mittelbare oder unmittelbare Entlehnungen aus dem Türkischen, wo bekjar die Bezeichnung für Junggeselle ist. Aber auch in diesem Falle, wo ein repräsentatives ungarisches Wort auf ein türkisches zurückgeht, ist es kein eigentlich turanisches (uralaltaisches) Wort, denn das türkische fußt auf einem semitischen, auf arabisch bikr = Jungfrau. Den Bedeutungsabstand von Jungfrau zu Junggeselle überbrückt das gemeinsame Element der Ledigkeit, den Übergang von Junggeselle zu Vagabund, Räuber der Umstand, daß dieselben ökonomischen Ursachen, die gewisse Personen (z. B. zweite und dritte Söhne) zum Ledigbleiben verurteilten, sie oft auch zwangen, in die Welt zu ziehen und ein unstetes, vielleicht auch unehrliches Leben zu führen. Bezeichnenderweise hieß der ungarische Bandit nicht nur betyár, sondern auch szegény legény, d. h. wörtlich armer Bursche, armer Junggeselle. (Man vgl. auch oben, S. 105 dänisch peversend = Junggeselle und das Stichwort „Hagestolz, Kadett" in „Wörter und ihre Schicksale".) C s á r d á s ist in Ungarn seit 1835 der Name

einer Musikstückart und taucht als Name eines Tanzes Anfangs der 40er Jahre auf, als Baron Béla Wenckheim und seine Freunde diesen Volkstanz auf den feinen Bällen einführten. Seither hat Csárdás, Begriff und Bezeichnung, sich in der ganzen Kulturwelt als ein Stück echten Magyarentums durchgesetzt. Aber auch in diesem Falle ist es mit dem Magyarentum des Wortes nicht weit her. Csárdás ist eine Ableitung aus csárda = Heideschenke. Dieses nicht älter als 1790 belegte Wort ist zweifellos ein Lehnwort slawischer Herkunft. Im Serbokroatischen hat čardak die Bedeutung: Podium, Warte, Wachhaus auf Pfählen an der Grenze, Behältnis für Maiskolben. Slowenisch čardac = Blockhaus, russisch tscherdak = Erker, Speicher, tschertog = Saal, Halle, Prunkgemach. Dazu gehört auch: rumänisch cerdac = Aussichtswarte, Veranda, mit Geländer versehener Gang an der Außenseite eines Hauses, albanisch tšardak = Fußboden aus Holz, bedeckter Vorplatz. Dies alles scheint zurückzugehen über türkisch tschardak = viereckiges kleines Zimmer, Terrasse, viereckige Aussichtswarte auf dem Dach von Sommerhäusern, Altane auf vier Säulen auf persisch tschartak, in welchem Worte der zweite Teil vermutlich arabisch tak = Gewölbe ist, der erste Teil aber persisch t s c h a r (tschahar) = v i e r, (verwandt mit altindisch catvarah, griechisch tessares, tetra-, lateinisch quattuor, altirisch cethir usw.), so daß uns in „Csardas“ ein sonderbarer Abkömmling einer indogermanischen Bezeichnung für die Zahl 4 gegenübersteht. — Von den angeführten sechs Wörtern, die man außerhalb Ungarns als typische Vertreter des ungarischen Wortschatzes empfindet, ist keines ein echt turanisches (uralaltaisches) Wort. Paprika, Husar, Attila, Puszta sind indogermanischen, Betyar ist semitischen Ursprungs; Csardas ist zur Hälfte indogermanisch, zur Hälfte semitisch. Mit Ausnahme von Attila sind alle angeführten Wörter unmittelbar aus s l a w i s c h e n Sprachen in das Ungarische gelangt.

Im Französischen heißt der Paprika: piment (von lateinisch pigmentum = Farbstoff, woher auch unser Fremdwort Pigment, zu pingere = färben, französisch peindre). Volkssprachliche Bezeichnung des Paprika im Französischen sind: poivre long, langer Pfeffer oder poire de Cayenne, Cayenne-Birne, wohl verderbt aus poivre de Cayenne, Cayenne-Pfeffer. Das ungarische Wort Paprika hat der Franzose zur Bezeichnung des Gewürzes selbst nicht übernommen, er gebraucht es aber in übertragenem Sinne. Baver dans le paprica (in den Paprika geifern) ist eine familiäre Redensart mit der Bedeutung: aufschneiden, übertreiben. Im Jahre 1917 gab es eine französische Frontzeitung unter dem Titel „Bavons dans le Paprika“. Wie im Deutschen haftet auch im Französischen der Vorstellung „papriziert“ der ü b e r t r a g e n e Begriff des „Beißenden“, „Pikanten“ an („In der Luft liegt Paprika“). Im Jahrzehnt vor dem Weltkrieg war das Wort Paprika bevorzugt als Titel für Sammlungen zotiger Witze (sogenannte „Junggesellenbücher“). Eines der vor dem Kriege sehr verbreiteten Bücher von Jules

Grand-Carteret, die einzelne Gebiete aus der Geschichte der Karikatur behandelten, führte den Titel „Paprika". In Paris bezeichnete man verstohlen verkaufte pornographische Photographien und auch den Handel mit ihnen als Paprika. (L. Spitzer vermutet, daß das Wort Paprika 1911 durch ein Wiener Operettenensemble nach Paris verschleppt worden sei.)

Von den vielen bildlichen Redensarten der französischen Sprache, in denen von Pfeffer die Rede ist, seien einige erwähnt: poivre et sel (Pfeffer und Salz) = schwarz und weiß gesprenkelt, cher comme poivre (teuer wie Pfeffer), chier du poivre (Pfeffer scheißen) = sein Wort brechen, im wichtigen Augenblick verschwinden, jemandem großen Kummer verursachen, moudre du poivre (Pfeffer mahlen) = langsam vorwärtskommen. Mehrere Bedeutungen hat die Redensart piler du poivre (Pfeffer stoßen): schlecht arbeiten; von einem Abwesenden schlecht sprechen; im Sattel hüpfen; bei der Infanterie: am Ort treten ohne zu marschieren. Das Wort poivre selbst hat in der französischen Gaunersprache auch die Bedeutung: Gift, Schnaps, Syphilis.

Auch der englische Slang bedient sich gern des Wortes pepper. Im übertragenen Sinne bezeichnet es ein scharfes, hartnäckiges Tun. To pepper im Sinne von zurechtweisen, züchtigen kommt auch bei Shakespeare wiederholt vor. I'll give you pepper, ich werde Dir Pfeffer geben, entspricht unserem: ich werde es Dir einsalzen. Als peppered galt im älteren englischen Turfslang jemand, der sehr große Einsätze auf ein Pferd gewettet hatte. To throw pepper in the eyes (Pfeffer in die Augen streuen) bedeutet: betrügen. Gleichbedeutend ist auch: to use the pepper-box, sich der Pfefferbüchse bedienen. Pepper-box (Pfefferbüchse) hat im Slang auch die Bedeutung Hitzkopf, Heißsporn, ist auch eine Bezeichnung für Revolver; außerdem werden im Volksmund die Kuppeln verschiedener öffentlicher Gebäude und Kirchen pepper-boxes genannt. To have (oder: take) pepper in the nose (Pfeffer in der Nase haben oder in die Nase nehmen) bedeutet: eigensinnig sein. Pepperer = Hitzkopf; pepperiness = Hitzigkeit; peppery = hitzig, heftig. Pepper-and-salt (Pfeffer und Salz) für einen schwarz und weiß gesprenkelten Stoff ist u. a. bei Dickens belegt. Im Marineslang ist Tom Pepper Spottname für einen Lügner, einen Aufschneider.

Auch im Deutschen ist die Ausbeute an übertragenen Bedeutungen von Pfeffer ergiebig. Eine unverfrorene Äußerung, eine dreiste Handlung kennzeichnet man als „starken Pfeffer" (wie „starkes Stück", „starker Toback".) Wir sprechen von gepfefferten Reden, gepfefferten Anekdoten, gepfefferten Rechnungen. Ein unredlicher Beamter wird aus einem Unternehmen hinausgepfeffert (Einfluß von „hinausgefeuert"?), man pfeffert

einen Stein nach einem Köter, der Jäger pfeffert ein Eichhörnchen vom Baum, die Artillerie pfeffert in die feindlichen Stellungen hinein. Wenn es heißt, man zahle einem fünfzig aus dem spanischen Pfeffer, so wird wohl nicht nur auf das beißende Capsicum, sondern auch auf das spanische Rohr als Züchtigungsmittel angespielt. Über verpfeffert = luetisch angesteckt (so z. B. in einem Briefe der Liselotte von der Pfalz) s. das Stichwort „Syphilis" in „Wörter und ihre Schicksale".

Im Elsaß heißt es von einem, den man überall antreffen kann, er sei Pfeffer auf allen Suppen. In Sachsen sagt man von einer „Koketten", die sich beim Gehen ziert („mit dem Steiß wackelt"), sie reibe Pfeffer. Ein weit verbreiteter Volkspruch ist: Der Pfeffer hilft dem Mann aufs Pferd, der Frau in die Erd[1]. Er erklärt sich einerseits aus der Auffassung, der Genuß von Pfeffer (oder von Gewürzen überhaupt) erhöhe die männliche Geschlechtskraft[2] und andererseits daraus, daß Pfeffer zur Herstellung von Fruchtabtreibungsmitteln verwendet wurde.

Die Redensart *hier liegt der Hase im Pfeffer* hat die Bedeutung: dies ist der wichtigste Punkt in der ganzen Angelegenheit. Das erklärt sich daraus, daß „Pfeffer" die volkstümliche Bezeichnung für stark gewürzte Saucen ist.[3] (Daß Pfeffer als das wichtigste Gewürz oft die allgemeine Bedeutung Gewürz hat, geht auch aus den Bezeichnungen Pfefferkuchen, Pfefferzelten, Pfeffernüßchen, Pfefferkarpfen hervor.) Die Speise, die man in Berlin Hasenklein nennt, heißt im Westen und im Süden meistens Hasenpfeffer. Wenn man von jemandem sagt, er wisse wo der Hase liegt, so meint man wörtlich, er wisse, wo der Hase in der Brühe liegt,[4] d. h. er verstehe es, wenn er in die Schüssel langt, rasch die Fleischstücke in der Sauce zu finden und herauszuholen.[5] Bei Moscherosch (17. Jahrhundert) heißt es:

---

1) Elsässische Formen des Sprichwortes: Pfeffer lüpft dr Mann uf's Roß und d'Frau ins Grab; Pfeffer hilft de Buebe ufs Pferd u de Maidle unter die Erd. In ähnlicher Weise heißt es in einem alten holländischen Sprichwort von der ebenfalls als Aphrodisiakum geltenden Petersilie: Peterselii helpt de mannen to paerdt, de vrouwen onder de aerdt. Englisch: A parsley-field will bring a man to his saddle and a woman to her grave.

2) In manchen deutschen Gegenden mischen junge Frauen ihren Männern mit Absicht viel Pfeffer in die Speisen.

3) „Über schwarz, stinkend Fleisch macht man gern einen gelben Pfeffer", heißt es in Fischarts Gargantua.

4) Man vgl. italienisch: vediamo, dove giace la lepre; französisch: c'est là que gît le lièvre.

5) Gekünstelt ist die bei H. Schrader angegebene Deutung: Zur Vermittlung des Sinnes (bei der übertragenen Bedeutung: hier liegt der Hase im Pfeffer) weist man wohl darauf hin, daß pfeffern soviel als schießen bedeutet (einem

Keiner aber weiß, wo der Has im Pfeffer liegt, als der ihn angericht. Sebastian Brant sagt im Narrenschiff von Prozeßkrämern, die den Advokaten viel zu verdienen geben: „Sie sind der Has, der in der schriber pfeffer kummt." Aus der Gleichung Pfeffer = scharfe Sauce erklärt sich auch die Redensart in den Pfeffer geraten = in Verlegenheit kommen, in Schwierigkeiten geraten. (Ich vermute, daß auch ungarisch pácba jön = in Schwierigkeiten geraten von deutsch „Beize" kommt, obschon es auch an „in die Patsche kommen" anklingt, das aber wohl zu Patsche = Pfütze zu halten ist.)

Zum Schluß erwähnen wir noch die Redensart: Jemanden hinwünschen oder hinschicken, wo der Pfeffer wächst. Demokritos-Weber meint, „das Land wo der Pfeffer wächst", sei „Banta, das selbst Javaner ansehen als das Land der Verwesung, des Fluches und des Todes; aus diesen Gegenden stammt die Redensart: ich wollte Du wärest, wo der Pfeffer wächst." Er meint die javanische Landschaft Bantam, deren gleichnamige Hauptstadt einst der Hauptverschiffungsplatz für Pfeffer war. Dazu ist allerdings zu bemerken, daß die Portugiesen erst 1511 zum erstenmal nach Java gelangten, daß aber schon im Jahre 1512 in Thomas Murners Narrenbeschwörung zu lesen ist: Ach werents an derselben statt, wo der pfeffer gewachsen hat. Es ist anzunehmen, daß diese Wendung schon damals keine neue Prägung war und daß dem Ausdruck die alte Vorstellung zugrunde liegt: es seien sehr entfernte Gebiete, wo jenes exotische Gewürz wachse. Damit erledigen sich auch die Deutungen, die die Redensart gar nicht auf den Pfeffer, sondern auf den „spanischen Pfeffer", auf den Paprika beziehen. Jemanden hinwünschen, wo der Pfeffer wächst, heiße gar nicht ihn nach Java oder Sumatra schicken, sondern in die tropische Hölle von Französisch-Guyana (nach dessen Hauptstadt Cayenne der Paprika auch Cayenne-Pfeffer heißt), wohin Frankreich bisher seine Schwerverbrecher deportierte. Dem ist jedoch entgegenzuhalten: Als Thomas Murner die Redensart gebrauchte, war die Küste von Guyana zwar schon entdeckt, aber an dieses Gebiet knüpfte sich damals noch keinerlei schreckeneinflößende Vorstellung, es galt vielmehr, wie auch die andern neu entdeckten Gebiete als ein wahres Land der Ver-

---

eins auspfeffern) und die Körner des Hasenschrots auch wohl Pfeffer genannt wurden. Oder man sagt auch wohl, man habe an das Pfefferkraut (lepidium) u. dgl. zu denken. — Auch Peter Rosegger, dem wohl die in Österreich nicht übliche Bedeutung Pfeffer = Gewürzsauce fremd war, scheint die Redensart vom Hasen im Pfeffer mißzuverstehen und mit Pfeffer irgend ein Kraut zu meinen, denn er schreibt einmal: „ob nicht irgendwo eine Wildtaube niste oder ein Has' im Pfeffer."

heißung. Jemanden hinwünschen, wo der Pfeffer wächst, hieß also ursprünglich nur: jemanden sehr weit wegwünschen. (Im Elsaß kommt die Redensart auch in folgender Form vor: Wenn de nummen in Grenowel wärst, wo der Pfeffer wachst. Die Stadt Grenoble repräsentiert für das elsässische Landvolk gleichsam die weite Ferne.)

Paschen, schmuggeln, schwärzen

Im Faust klagt Mephisto: „Mir ist ein großer, einziger Schatz entwendet / Die hohe Seele, die sich mir verpfändet / Die haben sie mir pfiffig weggepascht.“ Paschen — zuerst 1777 in Adelungs Wörterbuch gebucht (als „nur im gemeinen Leben Oberdeutschlands gebraucht“) — kommt in oberdeutschen Mundarten mit der Bedeutung schmuggeln vor, daher Pascher = Schmuggler. Abpaschen bedeutet meistens durchbrennen, so z. B. in der Studentensprache und in der Wiener Gauner- und Kellnersprache („mir is heund a Gast ohpascht“), entsprechend den mehr norddeutschen Ausdrücken türmen und abhauen. In übertragenem Sinne bedeutet abpaschen auch sterben. Die Ableitung des Wortes von hebräisch passah = überschreiten (daher im Jüdischdeutsch paschen = die Grenze überschreiten, nämlich mit verbotenen Waren) dürfte die richtige sein[1]. Weniger wahrscheinlich ist die Ableitung von französisch passer = vorübergehen (von lateinisch passus = Schritt). Einzig der alte deutsche Volksausdruck abpaschen = mit Würfeln besiegen, hängt offensichtlich mit dem französischen passer zusammen, und zwar mit dem Spiel „passe-dix“ = „überschreite zehn“, ein Spiel mit drei Würfeln, wobei der Wurf mit mehr als zehn Punkten gewinnt. (Das Spiel sollen die Römer nach Gallien gebracht haben; es wurde in Frankreich noch anfangs des vorigen Jahrhunderts viel gespielt; jeu de la passe heißt im französischen Argot auch heute ein volkstümliches Hasardspiel.)[2]

---

1) Die Vermittlung zwischen dem Hebräischen und der deutschen Gemeinsprache besorgte das Rotwelsch, aus der es zunächst, nach Mitte des 18. Jahrhunderts, die Studenten übernahmen, unter denen ja die Theologen hebräisch konnten und »für die das Überlisten der Zollwächter an der Stadtgrenze ein Hauptspaß war« (Trübners Wörterbuch). Goethe dürfte das von ihm gebrauchte »wegpaschen« (s. die eingangs angeführte Fauststelle) wohl als »burschikos« empfunden haben.

2) Das wienerische paschen = die Hände vor Vergnügen ineinander schlagen hängt mit dem obenerwähnten Paschen nicht zusammen, sondern ist ein lautmalerisches Zeitwort, eine sanftere Abart des patschen (z. B. in patschnaß, Patschhändchen).

Schmuggeln tritt erst im 18. Jahrhundert in der hochdeutschen Schriftsprache auf. Es kommt von niederdeutsch smuggeln (dazu dänisch smug = heimlich, smughandel = Schleichhandel). Im Englischen ist smuckellor seit 1661, smuggle seit 1687 belegt. Vielleicht besteht Verwandtschaft mit schmiegen, anschmiegen; die Brücke, die den Bedeutungswandel vermittelt, wäre dann: sich an den Boden schmiegen, d. h. sich ducken, sich heimlich durchwinden (man denke an „Schleich"-handel).

Der süddeutsche Ausdruck für schmuggeln ist schwärzen. Er hängt wahrscheinlich damit zusammen, daß im Rotwelsch, der alten deutschen Gaunersprache, swerze (Schwärze) schon im 14. Jahrhundert die Nacht (im übertragenen Sinne daher die Heimlichkeit) bedeutete. Übrigens hat man zur Erklärung des Zeitwortes schwärzen auch den Umstand herangezogen, daß Schmuggler sich das Gesicht schwärzen, um unkenntlich zu sein. Man vergleiche auch „schwarze Reichswehr" (geheim gehaltene Truppenverbände), schwarzhören (wenn man keine Rundfunkgebühren zahlt), schwarzfahren (ohne Fahrschein auf der Eisenbahn oder Straßenbahn fahren) usw. Wenn Autodiebe den gestohlenen Wagen ganz zerlegen, um die Beute in einzelnen Bestandteilen zu verwerten, so nennt man das in Berlin Schwarzschlachten. Im Krieg verstand man darunter das Schlachten von Rindern oder Schweinen unter Verletzung von Lebensmittelverordnungen.

Pistole

An der Zurückführung von Sachnamen auf Eigennamen findet das große Publikum offenbar unersättlichen Gefallen, denn von Zeit zu Zeit wiederholen sich in Tageszeitungen und volkstümlichen Zeitschriften Aufsätze, die immer wieder das Macadampflaster des Amerikaners MacAdam und die Schrapnells des Obersten Shrapnell „aufwärmen". Aber nicht nur der „gleichnamige Erfinder" ist sehr beliebt, die Formel „nach dem Orte der Erzeugung" steht auch nicht in tiefem Kurse. Neben den richtigen machen sich unter diesen abgedroschenen Ableitungen aus Ortsnamen auch einige falsche breit und sie erweisen sich als nicht minder hartnäckig. Oft ist es allerdings bei gewissen etymologisch dunklen Wörtern das Fehlen oder vorläufige Fehlen einer anderen Deutungsmöglichkeit, das — angesichts zufälliger Lautähnlichkeit eines geographischen Eigennamens — die Entstehung einer etymologischen Legende fördert. Selbstverständlich soll nicht etwa bestritten werden, daß viele dieser Ableitungen aus geographischen Eigennamen einwandfrei sind. Der Magnet und das Magnesium erinnern mit Recht an die thessalische Landschaft Magnesia, das Kupfer an die Insel Kypern, das Pergament an die Stadt Pergamon,

wo man als Ersatz für Papyros zuerst Tierhäute für das Schreiben herrichtete. Diese Liste ließe sich lange fortsetzen. Unter diesen auf geographische Eigennamen zurückgehenden Sachnamen wird gewöhnlich auch die Pistole angeführt. Die kleine Handfeuerwaffe heiße so, weil sie zuerst in der italienischen Stadt Pistoia (bei Florenz) erzeugt worden sei. Auch Kluges Etymologisches Wörterbuch vertrat früher, durch viele Auflagen hindurch bis zur allerjüngsten Zeit, diese Ableitung. Darüber, daß kein geschichtlicher Beleg dafür vorliegt, daß diese Waffe gerade in Pistoia erzeugt worden wäre, hat man sich nicht lange gewundert. Allerdings fanden sich Aufzeichnungen, daß man in Pistoia kleine Dolche verfertigt hatte. Diese hießen pistoyers und in Italien bedeutet pistolese auch jetzt ein Jagdmesser. Es müßte also eine Übertragung des Namens vom kleinen Dolch auf die kurze Handfeuerwaffe erfolgt sein (Diez: „weil beide versteckt geführt wurden?"), was zwar nicht belegt, immerhin aber grundsätzlich nicht ausgeschlossen ist. Es liegt übrigens auch eine Vermutung von Frisch vor, Pistole sei aus lateinisch pistillus = Stößel (italienisch pestello) abgeändert und habe die ursprüngliche Bedeutung: Werkzeug mit Knauf.

Eine geistreiche Hypothese über die Herkunft des Wortes Pistole („womit die stümperhafte Beziehung des Wortes zu der Stadt Pistoia fällt") hat Rudolf Kleinpaul aufgestellt. Er sieht in Pistole das italienische pistolà (lateinisch epistola) = Brief. Als im 14. Jahrhundert die Handfeuerwaffen ganz kleinen Kalibers in Italien aufkamen (im Jahre 1364 ließ die Republik Perugia 500 Stück solcher Waffen anfertigen), mag diese Waffe den Namen pistolà bekommen haben, indem man sie einem Briefe, d. h. richtiger einer Brieftaube verglich. Jedenfalls stimmt, was Kleinpaul als allgemeine Voraussetzung seiner Deutung ins Treffen schickt, nämlich der Umstand, daß Schußwaffen oft Vögeln verglichen und nach Vögeln benannt worden sind. „Wenn im Mittelalter, wo der Reiher gebeizt ward, Geschütze und Handfeuerwaffen die Namen von Stoßvögeln erhielten, Namen, die teilweise heute noch leben, so war das doch eine handgreifliche, schöne, aber als solche niemand entgehende Metapher." Wir nennen die Beispiele Falkaune und Falkonett, Muskete, Terzerol. Der Falke (lateinisch falco, mittellateinisch falcona) ist bekannt als Jagdvogel. Nach der Erfindung des Schießpulvers ist die Schußwaffe auf dem Gebiete der Jagd gleichsam an die Stelle des Stoßvogels getreten. Heißt die Falkaune und das kleinere Falkonett nach dem Falken[1], so kommt der Name

---

1) Das Schweizerische Idiotikon sieht — bei der Behandlung des Wortes Fagune (so hieß in der Schweiz im 16. Jahrhundert die Falkaune) — die

Muskete (moschetto) von dem einer Sperberart. Mosquet ist der spanische, émouchet der französische Name eines Sperbers, dessen Brust mit kleinen Flecken (frz. mouche von lat. musca = Fliege) gesprenkelt ist und der deutsch, ebenfalls mit Hinsicht auf die Sprenkelung, „Sprinz" heißt. Nach diesem Stoßvogel hieß das auf eine Gabel aufgelegte Luntenschloßgewehr, das 1521 im Heere Karls V. an Stelle der Hakenbüchse trat, um dann etwa 100 Jahre später, von Gustav Adolf verbessert, alle anderen Gewehrarten zu verdrängen, Muskete. (Daher „Musketiere" nicht nur in Frankreich, sondern bis 1918 auch der Name für die Mannschaft in den ersten beiden Bataillonen der deutschen Linieninfanterieregimenter.) Terzerol war der Name einer kleinen Pistole. Der Name kommt vom italienischen Wort terzuolo, dem Namen einer Habichtsart. Der Vogelname terzuolo selbst (französisch tiercelet) ist nicht ganz klar, man führt ihn auf tertiolus (lateinisch tertius) = der Dritte zurück, weil nach dem Volksglauben in den Nestern dieser Vogelart jedes dritte Junge ein Männchen sei, oder weil nach einer anderen Volksmeinung das Weibchen um ein Drittel kleiner sei als das Männchen. Aber wie immer es zum Namen der Habichtsart gekommen sein mag, gesichert erscheint jedenfalls, daß die Waffe Terzerol nach dem Raubvogel terzuolo heißt.

Hier haben wir also in Falkonett, Muskete und Terzerol drei einwandfreie Zeugen dafür, daß die Neigung bestand, Schußwaffen nach Vögeln zu benennen, wie übrigens auch nach Schlangen: Serpentins, Feldschlangen u. dgl. Daneben werden noch vereinzelte Benennungen eines einzelnen Geschützes von seiten der Truppe als Adler, Nachtigall[1], Hahn, Taube u. dgl. überliefert. In einer Lindauer Urkunde aus dem Jahre 1723 ist von einem Eammerstückh (Geschütz) „der Adler" die Rede. Noch im Weltkrieg hatten bayrische Soldaten für ein russisches Geschütz den Namen Auerhahn aufgebracht. Das alles läßt Kleinpauls Deutung Pistole = Brief, d. h. Brieftaube als nicht unwahrscheinlich und jedenfalls besser begründet erscheinen als die Ableitung von der Stadt Pistoia.

Als erwiesen kann jedoch die Vogeldeutung nicht gelten. Zumal da noch eine weitere Ableitung auf den Plan tritt, die man als befriedigend ansehen darf. Demnach wäre das Wort Pistole tschechischen Ursprungs. Zum lautmalenden tschechischen Wort pisk = Pfiff (piskati = pfeifen) ist das

---

Vergleichsgrundlage nicht darin, daß das Geschoß wie ein Raubvogel auf den Gegner losgelassen wird, sondern im schwirrenden Flug der Kugel.

1) Nachtigall war im Besonderen der volkstümliche Name einer schweren Geschützart, die sonst Kartaune hieß (von mittellateinisch quartana = Viertelbüchse).

Wort píšťala = Pfeife gebildet. Meyer-Lübke hat in seinem Romanischen Etymologischen Wörterbuch auf die (übrigens viel früher schon vom tschechischen Historiker Palacký erkannte) Möglichkeit eines Zusammenhangs zwischen Pistole und tschechisch píšťala = Pfeife hingewiesen, allerdings hinzugefügt: „doch fehlt die historische Begründung der Auffassung". Seither hat Kurrelmeyer, der, wie übrigens auch K. Strekelj, unabhängig von Meyer-Lübke auf die tschechische Spur gelangte, die vom Romanisten vermißten historischen Belege beigebracht. Pistole kommt deutsch zuerst in schlesischen Geschichtsquellen zwischen 1421 und 1429 als Name von Feuerwaffen vor: und zwar in Formen wie pischulle, pischoll, pischczal usw. Daß in diesen Fällen das tschechische Wort píšťal = Pfeife im Sinne von Handrohr, Handfeuerwaffe gebraucht wird, beweist der Umstand, daß gelegentlich auch das tschechische Wort übersetzt erscheint und daß deutsch „Pfeife" im Sinne von Pistole gebraucht wird[1]. So ist in einem schlesischen Dokument aus dem 15. Jahrhundert die Rede von „steynbuchsen und pulver und steyne... und ouch pfeiffen und hawfenicz". Das letzte Wort bedeutet Haubitzen und erinnert uns daran, daß die Herkunft der Pistole aus dem tschechischen píšťal nicht ein Unikum darstellt. Gerade auf dem Gebiete des Kriegswesens finden sich im Deutschen und in den euro-

---

1) Die Grundlage für die Gleichstellung von Schußwaffe und Pfeife liefert das gemeinsame Merkmal des Hohlen. Darauf gründet sich auch die Inanspruchnahme der Pistole als weiblichen Geschlechtssymbols. So heißt es in einem schweizerischen Volksreim: Min Schatz is vo Uri und ich us Tirol, min Schatz hed en Sabel und ich e Pistoll. Hier ist also die Form, das Ausgehöhltsein der Pistole für die Symbolik des Volkslieds wichtiger als ihr Charakter als Angriffswaffe, denn sonst haben nämlich Angriffswaffen männlichen Symbolwert. Dies gilt z. B. für den Säbel, wie der eben angeführte Volksreim zeigt. Ein anderer, ebenfalls aus der Schweiz, lautet: Alde, alde, alde (Ade), der Heiri un si Vre (der Heinrich und seine Veronika), sie fored übr d' See, der Heiri zieht de Sabel us und sticht der Vre alle Federe us. Ebenso dient auch das Bajonett als männliches Geschlechtssymbol. Sein Pankenett putzen kommt in oberdeutschen Mundarten verschiedenorts mit der Bedeutung onanieren vor. Man beachte auch österreichisch Titschkerl = Bajonett, tischkerln = coire. Aus dem Pariser Argot bucht Villatte 1912 als Bezeichnungen des männlichen Gliedes: braquemart, kurzes Schwert, dard, Spieß (astiquer le dard, den Spieß putzen = onanieren). Aus dem englischen Slang buchen Farmer und Henley: bayonet, fixed-bayonet, aufgestecktes Bajonett, lance in rest, eingelegte Lanze, dagger, Dolch, battering-piece, Belagerungsgeschütz. Bei den Römern war hasta (Lanze) ein gangbarer Euphemismus für penis. Römische Dichter gebrauchten für das männliche Glied gelegentlich auch arma (Waffe) schlechthin (z. B. Petronius, Propertius).

päischen Sprachen überhaupt mehrere Eindringlinge aus dem Tschechischen. Sie gehen auf die Zeit der Hussitenkriege und auf den Dreißigjährigen Krieg zurück. Die Gelegenheit zur Berührung mit tschechischen Kriegsleuten und mit den redensartlich gewordenen „böhmischen Dörfern" war jedenfalls zeitweilen reichlich gegeben. Außer der schon erwähnten Haubitze (aus tschechisch houfnice = hölzerne Steinschleuder[1]) erwähnen wir noch Trabant aus tschechisch drab = Fußsoldat, Tornister aus tanistra (das wohl ebenso wie ungarisch tarisznya, rumänisch taistra und daraus siebenbürgisch-sächsisch teister, auf zwei untereinander nicht verwandte Vorfahren, auf spätgriechisch tagistron = Futtersack des Reiters und lateinisch canistrum = Brotkorb zurückgeht). In diesem Zusammenhang seien noch folgende militärische Sachnamen genannt, die aus dem Osten, und zwar aus mehr oder weniger slawischen Zusammenhängen kommen: Säbel, Pallasch, Husar[2], Pekesche, Litewka.

Zur Stützung der tschechischen Ableitung von „Pistole" kann noch erwähnt werden, daß für das Gleichnis, das der Bedeutungsübertragung von píšťal = Pfeife auf Pistole = Handfeuerwaffe zugrunde liegt, eine Analogie vorhanden ist. Nicht nur das Wort Pistole bedeutet ursprünglich nur Pfeife, Rohr, sondern auch das Wort Kanone, dem eine bedeutungsgeschichtlich ähnliche Metapher zugrunde liegt. Der Ursprung von Kanone ist semitisch: akkadisch qanu, hebräisch qane bedeutet Schilfrohr, daraus griechisch kane = kleines Rohr, aus dem sich sowohl Kanon = Rohrstab, Meßstab und dann allgemein Maß, Regel, als Kanone = Geschütz, übrigens auch Kanal, entwickelten; Kanonenrohr ist also sprachgeschichtlich eigentlich eine Tautologie, wie Attentatsversuch, Plaisirvergnügen, Guerillakrieg.

Wir können vom Wort Pistole, das uns bereits zu verschiedenen wortgeschichtlichen Ausblicken veranlaßt hat, nicht Abschied nehmen, ohne vorher noch einer seiner bisher nicht erwähnten Bedeutungen zu gedenken. Pistole hieß der von Philipp II. von Spanien eingeführte Doppelscudo, welches Wort dann besonders in Frankreich Fuß gefaßt hat als Münzbezeichnung; aus Geschichtsbüchern und historischen Romanen ist das Wort Pistole als Münzbezeichnung auch in Deutschland bekannt geworden. Im deutschen Schrifttum kommt „Pistolet" zuerst 1575 in Fischarts Gar-

---

1) Das aus dem Dreißigjährigen Krieg stammende Wortspiel: »Was dem Hauf nütze, ist die Haufnitze« (Haufen = Truppe, Bataillon) darf nicht etymologisch gewertet werden.

2) Vgl. dieses Stichwort in »Wörter und ihre Schicksale«.

gantua vor. Man nimmt an, daß le pistolet in Frankreich zuerst ein Scherzname war, den man kleinen spanischen Geldmünzen gegeben hat, und erklärt sich die Sache so: le pistolet sei eine Verkleinerung von la pistole; man habe ja auch gewisse kleine Dolche in Italien pistolette und pistolese genannt und so habe man eine gewisse spanische Münze, die kleiner gewesen sein soll als andere, Pistolchen, pistolet genannt. Der eigentliche Sinn war also: das Kleine. Ein französischer Autor, Henry Estienne, fügt hinzu, es werde eine Zeit kommen, in der man die kleinen Männer pistolets (Pistolchen) und die kleinen Frauen pistolettes (Pistolinchen) nennen werde. (Eitzen: „Wenn das ernst gemeint gewesen wäre, wäre es eine der seltenen Voraussagen für einen Bedeutungswandel.") Eine andere kühne Deutung des Münzennamens Pistole meint, der Durchmesser dieser Goldstücke sei ursprünglich genau so groß gewesen wie das Kaliber der Pistole genannten Schußwaffe.

Wesentlich glaubhafter ist die Verwandtschaft des Münzennamens Pistole mit dem Worte Piaster. Da diese Geldbezeichnung jetzt nur noch im Orient vorkommt, wäre man zunächst geneigt, in ihr ein indisch-persisches, arabisches oder türkisches Wort zu vermuten. In Wirklichkeit ist das Wort erst aus dem Abendland in den Orient gedrungen. Die Bezeichnung Piaster gebrauchten zuerst die Spanier, und zwar für den in Südamerika in Kurs gesetzten spanischen Peso. Das Wort Piaster ist auch mit Pflaster verwandt. Das Stammwort ist das mittellateinische plastrum = Metallplatte. Die Vermittlungsform ist italienisch piastra = Metallplatte, und besonders seine Verkleinerung piastola = Plättchen. Von piastola zu Pistole und Piaster ist der Weg nicht mehr weit. Die lautliche Übereinstimmung der romanischen Geldbezeichnung Pistole mit dem ursprünglichen tschechischen Waffennamen Pistole ist also wohl nur eine zufällige.

Pluzer

An dem österreichischen Worte Pluzer kann man eine Reihe von Erscheinungen aus dem Gebiete der Bedeutungsübertragung beobachten. Pluzer bedeutet zunächst

1) einen Kürbis, besonders einen großen Kürbis. Man vermutet, daß dieses Hauptwort verwandt ist mit dem mundartlichen Zeitwort pluzen, herpluzen = schwer mit Geräusch niederfallen (also etwa wie plumpsen). Der Name Pluzer würde sich demnach also irgendwie auf den Eindruck gründen, den das Einbringen der Kürbisse vom Felde, das Hinwerfen der schweren, aber minderwertigen Früchte hinterläßt.

2) Pluzer heißt ferner eine bauchige Flasche aus Steingut mit schmalem Hals. Die Bedeutungsübertragung beruht vor allem auf der Formähnlichkeit, vielleicht auch darauf, daß ausgehöhlte Kürbisse mitunter als Gefäße verwendet worden sind. Diese Bedeutungsbeziehung zwischen den Begriffen Kürbis und Flasche besteht nicht nur im Österreichischen. Aus arabisch qar'a = Kürbis entwickeln sich die Bezeichnungen der Flasche im Spanischen, Katalanischen und Portugiesischen: calabaza, carbassa, cabaza. Es gibt einen „Flaschenkürbis" (Lagenaria vulgaris aus griechisch-lateinisch lagena = Flasche) und es ist zu beachten, daß für das Altertum, wie Meringer hervorhebt, nur der hartschalige, weißblühende Flaschenkürbis in Betracht kommt, denn der gelbblühende (cucurbita pepo) ist erst aus Amerika eingeführt worden. Primitiven Völkern dienen Flaschenkürbisse als Gefäße und ein großer Teil der vorgeschichtlichen Töpferkunst, vor allem die Bandkeramik, geht auf Kürbisformen zurück.

In früheren Zeiten gingen in Wien bei Volksfesten oder sonstigen großen Menschenansammlungen Frauen herum, die aus Steingutflaschen Wasser oder Mineralwasser feilhielten. Das war das „Pluzerwasser". Manchmal verkauften sie aus dem Pluzer auch Pluzermüli, d. h. Wasser mit gestoßenen Kürbiskernen und in diesem Falle war die „Pluzer"-Bezeichnung doppelt begründet. Bei der Redensart „i kunt vor Zurn in an Pluzer spring'n" ist nicht klar, ob vom Kürbis oder von der Flasche die Rede ist, jedenfalls ist etwas für den Menschen sehr Enges gemeint.

3) Nicht nur auf eine Flasche bestimmter Form, auch auf das menschliche Haupt wird der österreichische Name des Kürbisses übertragen[1]. Besonders einen großen Kopf, einen sogenannten Wasserkopf, nennt man Pluzer. Die Bezeichnung kann, muß aber nicht etwas Verächtliches haben, scherzhaft ist sie jedenfalls. „An Zylinder auf'n Pluzer", heißt es in einem alten Wiener Drahrerlied. In den sein Pluzer geht nix eini, sagt man von einem, der schwer von Begriff ist. Daß der Kürbis gelegentlich als Symbol der geistigen Minderwertigkeit dient, beruht vermutlich sowohl auf dem geringen Wert der Frucht, als auch auf der Vorstellung der Hohlheit, da man auf dem Lande Kürbisse zu praktischen Zwecken oder zur Verwendung in gewissen alten Bräuchen oft aushöhlt. Man beachte übrigens auch im Ungarischen: tökfilkó = Kürbisjunge (auch Schellenober) im Sinne von Trottel, tökbuta = dumm wie ein Kürbis, tökrészeg = besoffen wie ein Kürbis. (Das Eingehen auf die ungarische Bedeutungsreihe Hoden-Kürbis-Schellen würde hier zu weit führen.)

---

1) Ähnlicherweise hat in der schwäbischen Kundensprache Kürbis auch die Bedeutung: Kopf.

Wenn man an den alten ländlichen Kinderbrauch denkt, in einen ausgehöhlten Kürbis Löcher zu schneiden, die Augen, Nase und Mund darstellen sollen[1], erscheint die Vorstellungsverknüpfung Kürbis—Kopf nicht so weit hergeholt[2]. Auch spielt die schon behandelte Gleichung Kürbis = Pluzer = Gefäß dabei mit. Ferner muß man auch wissen, daß die Kultursprachen in ihrem Wortschatz lebendige Andenken an jene Zeiten erhalten haben, in denen die Menschen die Schädel der Toten als Trinkgefäße benützten. Das deutsche Wort Kopf (verwandt mit englisch cup = Becher, Obertasse) hat noch im Mittelalter „Trinkgefäß" bedeutet, woraus sich dann zunächst die Bedeutung Hirnschale entwickelte. Auch die einwandfreie sprachliche Verwandtschaft zwischen „Kopf" und „Kübel" und zwischen „Schädel" und „Schale", sowie die Entwicklung des lateinischen testa = Schale zu französisch tête = Kopf deutet auf die einstige Verwendung von Menschenschädeln als Trinkgefäßen. Im Bregenzerwald, in Graubünden und in Glarus nennt man den Handwerker, der aus Holz Milchgefäße u. dgl. anfertigt: Schädler. Die Übertragung des Wortes Pluzer auf den Schädel ist also mehr als ein volkstümlicher Scherz, eine uralte Vorstellungsverknüpfung zwischen Trinkgefäß und Menschenhaupt wirkt dabei als unbewußtes archaisches Moment mit.

4) Nicht nur den Kopf kann Pluzer bedeuten, auch der Mensch selbst kann mit diesem Wort bezeichnet werden. Es wird dann zum gerichtsnotorischen S c h i m p f w o r t. Aus einer Gerichtsverhandlung in Schwechat im Oktober 1933 wegen Körperverletzung: „I bin friedlich beim Tisch g'sess'n. Auf amal kummt er und stänkert mi an. Dreimal hat er ma kräftig ins Ohr g'schrien: Pluzer! Damit Ruh' ist, hab i eam langsam wegtaucht. Dann san ma a bisserl z'samg'wachs'n." Pluzer bedeutet in diesem Falle etwa: Idiot. Es ist ein Fall jener häufigen Bedeutungsverschiebung, bei der man

---

1) Im Frankfurterischen bezeichnet man als Kerwes-Kepp mit Aage (Kürbisköpfe mit Augen): ausgehöhlte und mit Löchern (Mund und Augen) versehene Kürbisse, in die ein Licht gesteckt wurde.

2) Auch in der französischen Volkssprache wird der Kopf calebasse (Flaschenkürbis) genannt; vendre la calebasse (den Kürbis verkaufen) = jemanden verraten, anzeigen. Man vgl. im Argot: citrouillard (Kürbisling) = Kopf, cucurbitacé (Kürbisartiges) = Dummkopf. Auch das Italienische kennt die Bedeutungsentwicklung von succa = Kürbis zu »Kopf« und zu Dummkopf. Schon im Vulgärlateinischen dient cucurbita zur Bezeichnung eines einfältigen Menschen (z. B. bei Petronius, verdeutlicht bei Apulejus: cucurbitae caput). Der Japaner bezeichnet scherzweise einen Raum, in dem buddhistische Priester versammelt sind, wegen deren kahlgeschorenen Schädel: tog-wambune, Kürbisschiff.

mit dem Namen eines Körperteils den ganzen Menschen bezeichnet, wie Graubart, Fettwanst, Leichtfuß, Dummkopf u. dgl. Gerade den Kopf betreffende volkstümliche Bezeichnungen werden oft als Schimpfworte für den ganzen Menschen gebraucht. So hat, um nur ein Beispiel zu nennen, das im Weltkrieg berüchtigt gewordene Schimpfwort Boche in französischen Mundarten ursprünglich die Bedeutung Dickkopf, Quadratschädel.

5) Schließlich hat Pluzer noch eine fünfte Bedeutung. Eine aus dem Jahre 1800 stammende Definition kann im großen und ganzen auch heute noch gelten: „ein unerhebliches Versehen, besonders gegen die Konvenienz". Wie kommt es zu dieser Bedeutung? Führt dazu eine Brücke von einer der vier vorherigen Vorstellungen Kürbis, Flasche, Kopf, Dummkopf?

Am verlockendsten erscheint es, von der letztgenannten Bedeutung auszugehen. Dann stünde es so, daß wer einen Pluzer, d. h. einen minderwertigen Kürbisschädel hat, auch selbst Pluzer geschimpft wird, und was er nun in seiner Dummheit anstellt, heißt nun auch Pluzer. Unmöglich ist diese Kombination nicht, aber gar kein sprachgeschichtlicher Beleg spricht dafür. Vor allem ist festzustellen, daß Pluzer weniger die Handlung eines Dummen bedeutet, als ein Versehen aus Ungeschicklichkeit, Unaufmerksamkeit oder Zufall. Wenn nun nach einer anderen Deutung ausgeschaut werden soll, möchte ich zu beachten geben, daß man in manchen Gegenden Frankreichs für Korb geben donner la citrouille, den Kürbis geben sagt. Vielleicht wird die vergleichende Volkskunde noch einmal feststellen, daß der Kürbis als minderwertiges Gewächs in verschiedenen, von einander unabhängigen Gegenden Europas gleichsam als Symbol des Mißerfolges galt, so daß es auch diesmal dem Bewußtsein bereits verloren gegangene archaische Vorstellungen sind, die ihre Spuren im Wortschatz hinterlassen haben.

Vielleicht hängt aber die Bedeutung Pluzer = Versehen gar nicht mit der Vorstellung des Kürbisses zusammen, sondern mit jenem Zeitwort, das vermutlich in der Wortgeschichte hinter Pluzer steht: mit dem schon erwähnten pluzen = hinplumpsen. In diesem Falle also würden sich vom Zeitwort pluzen herleiten sowohl das Hauptwort Pluzer = hinplumpsende Frucht = Kürbis, als auch das Hauptwort Pluzer = Hinplumpsen = ungeschickter Schritt. Daß die Bezeichnung einer ungeschickten Art der Fortbewegung aus dem Konkreten übertragen wird und dann etwas Negatives im geistigen oder sittlichen Sinne bedeutet, kommt in der Wortkunde mehrmals vor. So kommt z. B. das Wort Trottel von treten und enthält einen Hinweis auf die unsicheren kleinen Schritte der Schwachsinnigen. Beim doppeldeutigen Wort Fehltritt sind die Übertragungsverhältnisse durchsichtig. Einen Versager, eine Fehlleistung nannte man früher, und noch jetzt in manchen Mundarten,

einen „Purzelbock“, was ja bekanntlich auch zunächst eine körperliche Bewegung bedeutet. (Aus Purzelbock erklärt sich dann die Redensart „einen Bock schießen“.)

Im übrigen ist noch zu bemerken, daß es nicht ganz sicher ist, ob Pluzer = Kürbis usw. und Pluzer = Fehler sprachgeschichtlich überhaupt verwandt sind. Schon Schmeller hat in seinem Bayrischen Wörterbuch die Vermutung ausgesprochen, daß Pluzer = Fehler mit tschechisch blud = Irrtum, blouditi = irren zusammenhängt. In den hundert Jahren seit Schmeller hat sich diese Hypothese weder erhärten noch ausschließen lassen[1].

Putsch

Putsch in dem Sinne „kleiner Aufstand mit Überrumpelungstaktik“ gelangte 1839 aus der schweizerischen Mundart in das Schriftdeutsch. Das schweizerische Wort ist anscheinend zurückzuführen auf althochdeutsch bozan = stoßen, schlagen, woher auch „Amboß“ (althochdeutsch anaboz) = Gestell, auf dem man schlägt. Im Tirolischen gibt es noch ein Zeitwort boassen = schlagen, stoßen, klopfen (z. B. den Schnee von den Füßen a'boassn). Auch mundartlich bosseln = Kegel schieben ist zu erwähnen. Es besteht auch Verwandtschaft mit englisch beat = schlagen, mit französisch pousser = stoßen, bosse = Beule, bouton = Vorstoßendes, Knospe, Knopf, début = erster Stoß, mit italienisch botto = Stoß, bozza = Beule. Zur selben Sippe gehört im Deutschen Butzen = Klumpen, d. h. „Vorstoßendes“ (enthalten in „Butzenscheibe“ = Scheibe mit der „Butze“, der Erhöhung in der Mitte).

Als ursprüngliche Bedeutung von schweizerisch Putsch führt man gewöhnlich Platzregen, plötzlicher Guß an[1]. Dies ist eine Ungenauig-

---

1) Die slawische Wurzel blud dürfte zum indogermanischen Erbgut gehören und mit dem veralteten deutschen Wort blenden = mischen, vermischen, verwechseln (daher Blendling = Mischling, Bastard, Zwitter) verwandt sein. Das jüdische Zeitwort blondzen = sich verirren, auf Abwege geraten — z. B. im Sprichwort: besser zehnmal fragen, ejder (ehe) einmal blondsen — hängt jedenfalls — ohne mittelbare Beziehung zum österreichischen Pluzer-Fehler — mit dem genannten slawischen Zeitwort zusammen.

2) Es wirkt dabei wohl auch mit der Anklang an die lautmalenden Wörter Patsch (= Schlag, Patschhand, patschnaß) und plätschen = laut aufschlagen (wovon auch Platzregen, oberelsässisch Platschregen). Das Schweizerdeutsch hat übrigens viele Ausdrücke für die verschiedenen in der Schriftsprache kaum auseinanderzuhaltenden Stärkegrade des Regens; z. B. im Berner Oberland: e Steipeta oder Spritzeta, es Schitteli oder es Rägelli,

keit, die auf eine Bemerkung von Gottfried Keller zurückgeht. Die ursprüngliche Bedeutung von Putsch ist im Schweizerischen viel allgemeiner. Im Idiotikon sind viele Spalten mit Belegen der vielfachen Verwendung des Worts gefüllt. Putsch ist zunächst ein Ausruf beim Zusammenprall zweier Dinge oder Personen (also wie Oha, Hoppla, Bumsti), aber auch das Geräusch des Zusammenpralls selbst (das hät en rechte Putsch tue). Putsch ist auch der Stoß selbst (d'Geiß hed mer e Putsch g'ge, d' Sackuhr hed en Putsch übercho), auch ein Stoß im bildlichen Sinne (Zwingli schreibt z. B., er habe um Christi willen „so viel großer unsaglicher Pütschen erlejd"). Hierher gehört auch das Zeitwort putschen = stoßen (er het mit sine Chopf gnickt, also wie wenn er mit ime Schafbock butsche hätte wölle); zur Gesundheit putschen = mit dem Trinkglas anstoßen.

Putsch ist auch ein Maß (en Putsch Geld müeßt ihr riskiere), wer viel erbt, hat „en großen Putsch übercho". Putsch ist auch eine Bezeichnung für Most, Obstwein; verputschen = zu Most verwandeln. Bachputsch ist die plötzliche Anschwellung des Baches zufolge Platzregens, Anputsch ist Anprall, der erste Anputsch ist die erste Aufregung. Das Plötzliche, Stoßartige ist fast in allen Bedeutungen vorherrschend. So bekam das Wort, auf menschliches Verhalten bezogen, besonders auch den Sinn: Aufwallung, sinnlose Aufregung, strohfeuerartige Begeisterung. Die Neigung zu solchem Verhalten hat eifersüchtige Nachbarschaft besonders den Zürichern vorgeworfen; man nannte daher, wie Gottfried Keller schreibt, „jede närrische Gemütsbewegung, Begeisterung, Zornigkeit, Laune oder Mode der Züricher einen Züriputsch".

Züriputsch war aber vor allem die Bezeichnung für ein bestimmtes politisches Geschehnis im Jahre 1839. Schon vorher hatte man den am 6. Dezember 1830 erfolgten Zug der Freiämter nach Aarau den Freiämterputsch genannt. Aber erst dem Züricher Putsch vom Jahre 1839 war es vorbehalten, das schweizerische Mundartwort in die politische Terminologie der hochdeutschen Schriftsprache zu verpflanzen. Die Ursache jener Volksbewegung war der Umstand, daß David Friedrich Strauß, der

---

es Schmeizeta, e Schitti, e Schuur, e Gutz und e Wolkenbruch. Auch andere deutsche Mundarten verfügen über ähnlich reiche Skalen. So hat z. B. der große Sprachreiniger Campe, der für die Fremdwörter vornehmlich aus den niederdeutschen Mundarten Ersatz holen wollte und daher bestrebt war, den Reichtum des Niederdeutschen aufzuzeigen, u. a. die Ausdrücke für regnen zusammenstellte; seine niederdeutsche Skala geht von „es mistet" (für Staubregen) ansteigend über es schnuddert, stippert, pladdert, guddert, gießt bis zum „es gießt in Mollen".

eben mit seinem „Leben Jesu“ viel Aufsehen verursacht hatte, als Professor an die theologische Fakultät der Universität Zürich berufen wurde. Bevor noch der blutjunge schwäbische Theologiedoktor die Lehrkanzel beziehen konnte, brach im Kanton Zürich der sogenannte Straußenhandel aus. Eine Flut von Flugschriften der Antistraußen verteidigte die orthodoxen kirchlichen Belange, und schließlich zogen große Haufen bewaffneter Bauern in die Kantonshauptstadt, und in wenigen Stunden — das war eben der Putsch — endete der Straußenhandel mit dem Sieg der Konservativen. Ein Mitglied der Regierung, Dr. Hegetschweiler, büßte sein Leben ein, andere mußten die Flucht ergreifen und eine konservative Regierung trat an die Stelle der fortschrittlichen. David Friedrich Strauß selbst wurde, bevor er die Professur überhaupt antreten konnte, pensioniert. Für das Wort Putsch bedeutete jener bewegte Tag die Aufnahme in den hochdeutschen Wortschatz.

Schon daraus, daß der konservative Züriputsch von 1839 ein erfolgreicher Putsch war, ist zu ersehen, daß die Definition des Wortes Putsch im Deutsch-Englischen Wörterbuch von Muret-Sanders und im Deutsch-Französischen von Sachs-Villatte als mißlungene Volkbewegung eine unbegründete Einschränkung darstellt. Hingegen ist als richtig anzuerkennen die Bemerkung im Handwörterbuch der deutschen Sprache von Sanders-Wülfing, daß die Bezeichnung Putsch heute etwas Verächtliches hat. Jedenfalls wird für jene Vorgänge, die man gewöhnlich als den Kapp-Putsch, den steirischen Heimwehr- oder Pfrimer-Putsch bezeichnet, von den Teilnehmern selbst und von deren Gesinnungsgenossen die Bezeichnung Putsch kaum verwendet.

Das Wort Putsch hat auch zu verschiedenen Zusammensetzungen (Putschpolitik, Putschmethode, Putschstimmung, Putschangst usw.) geführt. Neuerdings hat sich auch das Zeitwort aufputschen eingebürgert. Es bedeutet nicht nur zum Putsch bewegen, aufwiegeln, sondern besonders auch: leidenschaftliche Stimmung erregen. Offenbar wirkt der Anklang an „aufpeitschen“ hier sinnbestimmend mit. Gegen andere Weiterbildungen, wie Putschist, Putschismus sprach sich die Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins 1919 wie folgt aus: „Uns bleibt nur die Hoffnung, daß unser Volk, wie so manche Krankheitsstoffe, so auch diese Begriffe und damit ihre Bezeichnung bald wieder ausscheiden wird.“ Aber die Wörter Putschist und Putschismus sind noch immer nicht verschwunden und in Sprachvereinskreisen trachtet man, wenigstens die fremden Endungen auszumerzen. Die „Wiener Sprachblätter“ (1936) empfehlen statt Putschist: Putscher (Mehrzahl: Putschmänner), statt Putschismus:

Putschtum. („Allerdings könnte jemand bei dem letzten Worte an der Lautfolge —tscht— Anstoß nehmen und sie ungebräuchlich finden. Er wird anderer Meinung werden, wenn man ihn an das Wort Deutschtum erinnert, das ja dieselbe Lautfolge enthält.")

Die Zurückführung des heute allgemeinen Worts Putsch auf die Züricher Vorgänge im Jahre 1839 erinnert daran, daß es noch ein Beispiel für die Bereicherung des literarischen Wortschatzes durch ein bestimmtes politisches Ereignis gibt. Das Wort Krawall war ursprünglich ein Ausdruck der hessischen Mundart, angeblich aus französisch charivari = Katzenmusik, Straßenlärm, aber viel wahrscheinlicher aus bayrisch Grewehi, fuldaisch Geraball. Der Hanauer Aufstand am 27. September 1830, der von der einheimischen Bevölkerung Graball genannt wurde, führte zum allgemeinen Bekanntwerden des Wortes Krawall, das dann aus dem Deutschen auch in einige andere Sprachen eindrang (z. B. ins Tschechische, kraval, ins Schwedische, krawall).

Der mundartliche Ausdruck „Geraball", der dem Worte Krawall vermutlich zu Grunde liegt, dürfte mit Rebell verwandt sein, das über französischen Umweg auf lateinisch rebellis = Aufrührer (eigentlich „den Krieg Wiederholer") zurückgeht[1]. In dieser Bedeutungseinengung — von Kriegswiederholer zu Aufrührer — drückt sich gleichsam die Siegesgewißheit der römischen Eroberer aus. Rom führt gewissermaßen gegen ein Volk nur einen Krieg, der Gegner wird in diesem jedenfalls besiegt und unterworfen, und greift er doch noch einmal zur Waffe, so ist dies eben schon Aufruhr, Rebellion.

---

1) Rebellisch und rebellen — auch mit der abgeschwächten Bedeutung: unruhig sein, lärmen — sind im Deutschen richtige Volksausdrücke geworden und sind auch aus den Mundarten reichlich belegt. (Von unruhigen Bienen wird z. B. an vielen Orten gesagt, sie seien rebellisch. Das Elsässische Wörterbuch verzeichnet Wendungen wie „In Paris rewellen si alle Fingers lang" oder „Die Buewe tuen uf dr Stross rewelln". Aus dem Ostfränkischen ist rawelisch mit der Bedeutung konfus, aufgeregt gebucht. Ein österreichisches Gstanzl lautet: Hinta mei Hosntürl — Han i a Forelln — Wannst ma a Sechsa gibst — Lass i 'hn rebelln.) Beim sächsischen Ausdruck Rebeller = Weckruf ist wohl Anklang an französisch réveille (auch in der deutschen Militärsprache gebraucht für: Trommelschlag oder Hornsignal zum morgendlichen Wecken) wirksam. Aus der Beziehung von bayrisch-fuldaisch Geraball zu Rebell folgt, daß Krawall — Rebellion zu jenen etymologischen Doppelformen gehört, die ich in „Wörter und ihre Schicksale" unter den Stichwörtern „authentisch-Effendi" und „loyal-legal" behandle.

Quintessenz

Quinta essentia (griechisch pempte ousia, bei Aristoletes pempton stoicheion) heißt wörtlich fünftes Wesen. Lateinisch quinta ist die Ordnungszahl zu quinque, was ebenso wie griechisch pente, armenisch hing, altindisch panca, gotisch fimf, altnordisch fimm, englisch five (angelsächsisch fif), deutsch fünf (althochdeutsch funf, finf) von den Anhängern der Ursprachenhypothese auf eine urarische Wurzel, etwa penque, zurückgeführt wird. Essentia ist die von Cicero eingeführte Übersetzung[1] für griechisch ousia, Wesen, wesentlicher Auszug. Als quinta essentia wurde in der pythagoräischen Lehre der neben den vier sichtbaren Elementen (Feuer, Wasser, Luft, Erde) bestehende fünfte, unsichtbare Luftstoff, der Äther, gemeint, dann der von einem Chemiker aus einem Körper ausgezogene feinste Stoff, ferner übertragen das Wesen einer Sache. Agrippa von Nettesheim verstand unter Quintessenz einen Auszug aus allen Elementen, den Weltgeist, und bei seinem Zeitgenossen Rabelais ist Quinte Essence der Name der Königin von Entelechien, wo der ganze Hofstaat damit beschäftigt ist, Sprichwörter schauspielerisch darzustellen. Die von Bürger und Zschokke erfolglos vorgeschlagene — später allerdings gelegentlich auch von Maximilian Harden verwendete — Verdeutschung „Fünftelsaft“ (Bürger: „Minnesold ist aller Freuden Fünftelsaft“) beruhte jedenfalls auf einem Mißverstehen der ursprünglichen Bedeutung.

Rabeneltern

Es ist eine Eigenheit der deutschen Sprache, lieblose Eltern als Rabeneltern zu bezeichnen, von einer Rabenmutter, einem Rabenvater zu sprechen[2]. Franzosen und Engländer haben keine entsprechenden Ausdrücke mit Bezugnahme auf den Raben. Es heißt bei ihnen père dénaturé usw. und unnatural (oder cruel) father usw.

---

1) Fritz Mauthner bezeichnet diese Übersetzung als greulich; in den romanischen Sprachen ist „essentia“ auch so heruntergekommen, daß es bald nicht viel mehr als den Auszug wohlriechender oder wohlschmeckender Dinge bezeichnete.

2) Schiller hatte eine Vorliebe für diese Ausdrücke. Im Prolog zur Jungfrau von Orleans heißt es: Wider ihn im Heer der Feinde kämpft / Sein nächster Vetter und sein erster Pair / Ja seine Rabenmutter führt es an. Im Fiesko: Rabenvater! Was hast du gemacht? diesen ungeheuren, gräßlichen Fluch deiner armen, schuldlosen Tochter? In Kabale und Liebe: Blick hieher, hieher, du Rabenvater, — ich soll diesen Engel würgen?

H. Lessmann, der hinter jeder Redensart Gedankengut der germanischen Mythologie witterte oder wenigstens Märchenstoffe, versuchte auch die Ausdrücke Rabenvater, Rabenmutter aus einem Märchenstoff zu deuten. Im Märchen werden oft Menschen gegen ihren Wunsch in Vögel verwandelt, so z. B. die sieben Söhne der Witwe im Bechsteinschen Märchen „Die sieben Raben". Eines Tages, als die Geduld der Mutter mit der Bosheit und Wildheit der Knaben zu Ende war, rief sie aus: „O, ihr bösen Rabenjungen, ich wollte, ihr wäret sieben schwarze Raben und flöget fort, daß ich euch nimmer wieder sehe!" Und alsbald wurden die sieben Knaben zu Rabenvögeln, fuhren zum Fenster hinaus und verschwanden. Diese Mutter sei also sowohl im eigentlichen als im übertragenen Sinne eine Rabenmutter gewesen.

Richtiger ist es, den Ursprung der Redensart in alten volkstümlichen Anschauungen über die Brutpflege bei den Raben zu suchen. Die Auffassung, diese Brutpflege sei ungenügend, ist schon für das Alte Testament belegt. Hiob macht dem Raben den Vorwurf, er werfe die Jungen aus dem Nest. Auf die mangelhafte Fürsorge der Eltern spielt wohl auch die Stelle in einem Psalme König Davids an, wo es heißt: Gott gibt den jungen Raben, die zu ihm schreien, ihr Futter. In seinem berühmten „Buche der Natur" (1349) schreibt Konrad von Megenberg: Die raben werfent etliche kint ausz dem nest, wenn si der arbait verdreuszt mit in, dasz sie nicht genuog speis pringen mügent. Pater Abraham a Santa Clara sagt in seinem Buche „Judas der Erzschelm": „Wann der schwarze Vatter und die schwarze Mutter, beide Rabenvieh siehet, daß anfangs ihre ausgeschlossene (ausgebrüteten) junge Raben w e i ß gekleidet sein und nicht mit gleicher Schwärze prangen, so halten sie diese junge Dieb nicht für ihre eigene Brut." Es galt die Auffassung, daß die Rabenjungen in den ersten neun Tagen, solange sie nackt und hell sind, von den Eltern verlassen und vernachlässigt im Nest hocken und nur auf den „Tau des Himmels" angewiesen sind. Die erbosten Eltern sollen sich nur von Zeit zu Zeit nach dem Nest umschauen und erst vom neunten Tage an, wenn an den Jungen die ersten schwarzen Federn sichtbar werden, sind sie beruhigt und beginnen Futter herbeizuholen.

In Wirklichkeit ist es eher umgekehrt. Gerade in der ersten Zeit ist die elterliche Fürsorge der Raben die liebevollste. „Beide Eltern", heißt es zum Beispiel in Brehms Tierleben, „lieben die Brut außerordentlich und verlassen die einmal ausgekrochenen Jungen freiwillig nie. Sie können allerdings verscheucht werden, bleiben aber auch dann immer in der Nähe des Horstes und beweisen durch allerlei klagende Laute und ängstliches